



Leseprobe

Brandon Sanderson
Der Ruf der Klingen
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 17,00 €



Seiten: 960

Erscheinungstermin: 13. Juli 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die Völker von Roschar stehen vor der größten Bedrohung seit vielen Tausend Jahren. Eine neue Wüstewerdung droht, die völlige Zerstörung des ganzen Kontinents durch einen gewaltigen magischen Sturm. Hervorgerufen wurde dieser Sturm durch die Parschendi, ein Volk, das bislang von allen anderen unterdrückt wurde. Nun sammeln sich die Krieger der Parschendi zu einer großen Streitmacht, um im Gefolge des Sturms ganz Roschar mit Krieg zu überziehen und Rache für ihr jahrtausendlanges Leid zu nehmen. Einzig Kaladin, der Sturmgesenete, und seine Getreuen können sich den Bringern der Leere entgegenstellen. Doch je mehr Kaladin über die Parschendi erfährt, umso größer werden seine Zweifel. Welches Volk kann schon von sich behaupten, der wahren Gerechtigkeit zu dienen – und wer steckt wirklich hinter dem Bösen, das ganz Roschar zu überschatten droht?



Autor

Brandon Sanderson

Brandon Sanderson, 1975 in Nebraska geboren, schreibt seit seiner Schulzeit fantastische Geschichten. Er studierte Englische Literatur und unterrichtet Kreatives Schreiben. Mit den »Sturmlicht-Chroniken«, seinem großen Epos um das Schicksal der Welt von Roschar, erobert er regelmäßig die internationalen Bestsellerlisten und begeistert auch in Deutschland viele Zehntausende Fans. Er wird bereits als der J. R. R. Tolkien des 21. Jahrhunderts gepriesen. Brandon Sanderson lebt mit seiner Familie in Provo, Utah.

Von Brandon Sanderson sind im
Wilhelm Heyne Verlag erschienen:

Die Seele des Königs
Der Rithmatist
Sturmklänge

DIE STEELHEART-TRILOGIE:

Steelheart
Firefight
Calamity
Mitosis

DIE STURMLICHT-CHRONIKEN:

Der Weg der Könige
Der Pfad der Winde
Die Worte des Lichts
Die Stürme des Zorns
Der Ruf der Klängen
Die Splitter der Macht
Der Rhythmus des Krieges
Der Turm der Lichten
Die Tänzerin am Abgrund

MAGIC™: THE GATHERING:

Die Kinder des Namenlosen

Für Alan Layton,

*der Dalinar (und mich) bejubelt hat,
bevor das Sturmlicht überhaupt existierte*

VORWORT UND DANKSAGUNG

Willkommen bei »Oathbringer«, zu Deutsch »Der Ruf der Klingen« und »Die Splitter der Macht«! Es hat lange gedauert, dieses Buch zu schreiben. Haben Sie herzlichen Dank für Ihre Geduld. Die *Sturmlicht-Chroniken* sind ein gewaltiges Unternehmen – was Sie auch an der langen Dankesliste von Personen weiter unten ablesen können.

Falls Sie nicht die Möglichkeit hatten, »Edgedancer« zu lesen – eine einzelne *Sturmlicht*-Erzählung, die zwischen dem zweiten und dem dritten Buch angesiedelt ist –, möchte ich sie Ihnen hiermit empfehlen. Sie ist entweder als Einzelveröffentlichung oder in dem Sammelband »Arcanum Unbounded« zu finden, in dem Novellen und Geschichten aus dem ganzen Kosmeer versammelt sind (das ist das Universum, in dem diese Reihe sowie die *Nebelgeborenen*-Saga, »Elantris«, »Sturmklänge« und andere Bücher spielen).

Nichtsdestotrotz ist jede Reihe so geschrieben, dass sie eigenständig gelesen und genossen werden kann, ohne dass man die anderen Reihen oder Bücher kennen muss. Wenn es Sie interessiert, können Sie eine längere Erklärung auf brandonsanderson.com/cosmere finden.

Und nun zur Parade der Namen! Wie ich schon oft gesagt habe, steht zwar mein Name auf dem Umschlag, aber es gibt unzählige Personen, die dabei geholfen haben, diese Bücher zu Ihnen zu bringen. Sie haben meinen – und Ihren – herzlichsten Dank verdient, weil sie während der drei Jahre, die

ich an diesem Roman geschrieben habe, unermüdlich daran mitgearbeitet haben.

Mein Hauptagent für diese Bücher (und alles andere) ist der wunderbare Joshua Bilmes von JABberwocky. Andere Mitarbeiter der Agentur, die sich ebenfalls damit beschäftigt haben, waren Brady McReynolds, Krystyna Lopez und Rebecca Eskildsen. Ein besonderer Dank geht an John Berlyne, meinen Agenten von Zeno in England, zusammen mit all den Subagenten, die auf der ganzen Welt für uns arbeiten.

Mein Lektor bei Tor war für dieses Projekt der wie immer brillante Moshe Feder. Besonderer Dank gebührt Tom Doherty, der schon seit Jahren an das *Sturmlicht*-Projekt glaubt, und an Devi Pillai, die während der Entstehung des Romans wesentliche Hilfe bei Lektorat und Veröffentlichung geleistet hat.

Weitere hilfreiche Personen bei Tor waren Robert Davis, Melissa Singer, Rachel Bass und Patty Garcia. Karl Gold war unser Herstellungsleiter und Nathan Weaver der Projektleiter, während Meryl Gross und Rafal Gibek für die Produktion verantwortlich waren. Irene Gallo war die künstlerische Leiterin, Michael Whelan hat den (Original-)Umschlag entworfen, von Greg Collins stammen die Innenillustrationen, und Carly Sommerstein war die Korrektorin.

Bei meinem englischen Verleger Gollancz/Orion geht ein Dank an Gillian Redfearn, Stevie Finegan und Charlotte Clay.

Der Redakteur des Buches war Terry McGarry, der schon bei vielen meiner Romane ausgezeichnete Arbeit geleistet hat. Das E-Book wurde von Victoria Wallis und Caitlin Buckley bei Macmillan betreut.

Viele Leute aus meiner eigenen Firma haben lange an der Produktion gearbeitet. Ein *Sturmlicht*-Roman ist jedes Mal ein entscheidendes und einschneidendes Ereignis hier bei Dragonsteel, darum sollten Sie dem ganzen Team zjubeln (oder, in Peters Fall, ihm ein großes Stück Käse geben), falls Sie ihnen

einmal begegnen. Unsere Managerin und Geschäftsführerin ist meine wunderbare Frau Emily Sanderson. Der Vizepräsident und Redaktionsleiter ist der stets so beharrliche Peter Ahlstrom. Künstlerischer Leiter ist Isaac Stewart.

Unsere Versandleiterin (und damit diejenige, die all Ihre signierten Bücher und T-Shirts verschickt, wenn sie über den brandonsanderson.com-Store bestellt wurden) ist Kara Stewart. Karen Ahlstrom ist für unser Continuity-Wiki verantwortlich. Mein persönlicher Assistent und Marketing-Direktor ist Adam Horne. Emilys Assistentin ist Kathleen Dorsey Sanderson, und Emily »Mem« Grange ist die Aushilfe.

Das Hörbuch wurde von meinen bevorzugten Sprechern Michael Kramer und Kate Reading eingelesen. Vielen Dank, ihr beiden, dafür, dass ihr Zeit dafür gefunden habt!

»Der Ruf der Klingen« und »Die Splitter der Macht« führen die Tradition fort, das *Sturmlicht*-Archiv mit wunderbarer Kunst zu füllen. Wieder haben wir eine fantastische Umschlagillustration von Michael Whelan, dessen Detailgenauigkeit uns ein erstaunlich konkretes Bild von Jasnah Kholin schenkt. Es gefällt mir, dass sie einen Platz zum Leuchten auf diesem Umschlag hat, und ich bin dankbar und fühle mich geehrt, dass Michael sich so viel Zeit außerhalb von seiner Galeriearbeit nimmt, um die Welt von Roschar zu malen.

Es bedarf etlicher Künstler, um die verschiedenen Stile zu erschaffen, die in den Ephemera einer anderen Welt gefunden werden, und diesmal haben wir sogar mit noch mehr Künstlern gearbeitet als je zuvor. Dan dos Santos und Howard Lyon sind für die Gemälde von den Herolden auf dem Vorsatzpapier verantwortlich. Ich wollte, dass ihr Stil die klassischen Gemälde der Renaissance und der späteren Romantik nachahmt, und sowohl Dan als auch Howard haben unsere Erwartungen übertroffen. Diese Bilder sind nicht nur große Buchillustrationen, sondern erstaunliche Kunstwerke, die einen Platz in jeder Galerie verdient haben.

Ich sollte noch anfügen, dass Dan und Howard ihr Talent auch auf die Innengestaltung verwendet haben, wofür ich sehr dankbar bin. Dans Modebilder sind so gut, dass sie ebenso den Umschlag hätten zieren können, und Howards Vignetten für einige Kapitel hoffe ich in den folgenden Bänden wiederzusehen.

Ben McSweeney hat sich ein weiteres Mal zu uns gesellt und neun Zeichnungen aus Schallans Skizzenblock beigesteuert. Obwohl er vom einen Ende des Landes zum anderen umgezogen ist, einen anstrengenden Beruf hat und sich um die Bedürfnisse seiner wachsenden Familie kümmern muss, hat Ben dennoch überragende Illustrationen abgeliefert. Er ist ein großer Künstler und ein wunderbarer Mensch.

Weiterhin haben Miranda Meeks und Kelley Harris ganzseitige Illustrationen für diesen Band angefertigt. Beide haben schon früher großartige Arbeit für uns geleistet, und ich bin mir sicher, dass Sie sie genauso lieben werden wie ich.

Außerdem hat uns eine Vielzahl von großartigen Menschen hinter der Bühne als Berater geholfen oder andere Elemente der Kunst in diesem Buch ermöglicht: die David Rumsey Map Collection, Brent von Woodsounds Flutes, Angie und Michelle von Two Tone Press, Emily Dunlay, David und Doris Stewart, Shari Lyon, Payden McRoberts und Greg Davidson.

Meine Schreibgruppe zu »Oathbringer« (sie lesen jede Woche Einsendungen, die fünf- bis achtmal so umfangreich wie gewöhnliche Texte sind) bestand aus Karen Ahlstrom, Peter Ahlstrom, Emily Sanderson, Eric James Stone, Darci Stone, Ben Olsen, Kaylynn Zo-Bell, Kathleen Dorsey Sanderson, Alan »Leyten von Brücke Vier« Layton, Ethan »Narb von Brücke Vier« Skarstedt und außerdem Ben »Steckt mich nicht in Brücke Vier« Olsen.

Ein besonderer Dank geht an Chris »Jon« King für seine Rückmeldungen zu einigen besonders kniffligen Szenen um Teft, Will Hoyum für seinen Rat zur Querschnittslähmung

und Mi'chelle Walker für ihren besonderen Rat zu jenen Szenen, in denen es um Fragen der geistigen Gesundheit geht.

Beta-Leser waren (tief Luft holen) Aaron Biggs, Aaron Ford, Adam Hussey, Austin Hussey, Alice Arneson, Alyx Hoge, Aubree Pham, Bao Pham, Becca Horn Reppert, Bob Klutz, Brandon Cole, Darci Cole, Brian T. Hill, Chris »Jon« King, Chris Kluwe, Cory Aitchison, David Behrens, Deana Covell Whitney, Eric Lake, Gary Singer, Ian McNatt, Jessica Ashcraft, Joel Phillips, Jory Phillips, Josh Walker, Mi'chelle Walker, Kalyani Poluri, Rahul Pantula, Kellyn Neumann, Kristina Kugler, Lyndsey »Lyn« Luther, Mark Lindberg, Marnie Peterson, Matt Wiens, Megan Kanne, Nathan »Natam« Goodrich, Nikki Ramsay, Paige Vest, Paul Christopher, Randy MacKay, Ravi Persaud, Richard Fife, Ross Newberry, Ryan »Drehy« Dreher Scott, Sarah »Saphy« Hansen, Sarah Fletcher, Shivam Bhatt, Steve Godecke, Ted Herman, Trae Cooper und William Juan.

Unsere Kommentarkoordinatoren für die Beta-Leser waren Kristina Kugler und Kellyn Neumann.

Unsere Gamma-Leser waren viele der Beta-Leser und zusätzlich: Benjamin R. Black, Chris »Gunner« McGrath, Christi Jacobsen, Corbett Rubert, Richard Rubert, Dr. Daniel Strange, David Han-Ting Chow, Donald Mustard III, Eric Warrington, Jared Gerlach, Jareth Greef, Yesse Y. Horne, Joshua Combs, Justin Koford, Kendra Wilson, Kerry Morgan, Lindsey Andrus, Lingting Xu, Loggins Merrill, Marci Stringham, Matt Hatch, Scott Escujuri, Stephen Stinnett und Tyson Thorpe.

Wie Sie sehen können, ist ein Buch wie das vorliegende ein *gewaltiges* Unternehmen. Ohne die Bemühungen dieser vielen Menschen würden Sie ein ganz ganz anderes Buch in den Händen halten.

Wie immer geht mein letzter Dank an meine Familie: an Emily Sanderson, Joel Sanderson, Dallin Sanderson und Oliver Sanderson. Sie ertragen einen Ehemann/Vater, der sich

oft in einer anderen Welt befindet und über Großstürme und Strahlende Ritter nachdenkt.

Schließlich danke ich aber auch Ihnen allen für Ihre Unterstützung dieser Bücher! Sie kommen nicht immer so schnell aus mir heraus, wie ich es mir wünschte. Das liegt teilweise daran, dass ich sie so vollkommen haben möchte, wie es irgend möglich ist. Sie halten einen Band in Ihren Händen, den ich fast zwei Jahrzehnte lang vorbereitet, skizziert, auf- und umgeschrieben habe. Genießen Sie Ihre Zeit in Roschar.

Reise vor Ziel.

dem Karren zu laden. Sie waren weit gereist, weil sie das Heimatland der Menschen hatten sehen wollen, und mit jedem Schritt hatte ihre Überwältigung zugenommen. Diese Erfahrung fand hier ihren Höhepunkt in dieser unglaublichen Stadt Kholinar und ihrem prachtvollen Palast.

Die höhlenartige Entladestation an der Westseite des Palastes hatte so gewaltige Ausmaße, dass hier zweihundert Lauscher nach ihrer Ankunft Platz gefunden und den Raum dabei nicht einmal annähernd ausgefüllt hatten. Die meisten Lauscher konnten nicht an dem Fest im Palast teilnehmen – an der Unterzeichnung und Beglaubigung des Vertrages zwischen den beiden Völkern. Aber die Alethi hatten dafür gesorgt, dass auch sie Erfrischungen erhielten, und wahre Berge an Speisen und Getränken waren für die Gruppe hier unten bereitgestellt worden.

Sie kletterte von dem Karren, sah sich auf der Entladestation um und summte im Rhythmus der Erregung. Als sie Venli gesagt hatte, dass sie entschlossen war, die ganze Welt zu kartografieren, hatte sie dabei an die Vermessung der Natur gedacht, an Täler und Berge, an Wälder und Laits, in denen es vor Leben wimmelte. Und dabei hatte sich die ganze Zeit hindurch *dies alles* hier draußen befunden. Es hatte nur knapp außerhalb ihrer Reichweite auf sie gewartet.

Zusammen mit weiteren Lauschern.

Als Eschonai den Menschen zum ersten Mal begegnet war, hatte sie auch die kleinen Lauscher in ihrer Begleitung gesehen. Es war ein unglückseliger Stamm, der in der Fadform gefangen war. Damals hatte Eschonai noch angenommen, dass sich die Menschen um solche armen Seelen ohne Lieder kümmerten.

Oh, wie unschuldig diese ersten Begegnungen doch gewesen waren.

Die gefangenen Lauscher bildeten nicht nur irgendeinen kleinen Stamm, sondern sie waren die Abgesandten einer ge-

waltigen Population gewesen. Und die Menschen kümmerten sich nicht um sie.

Sie gehörten zum Eigentum der Menschen.

Eine Gruppe dieser Parscher, wie sie genannt wurden, drängte sich um den äußeren Ring von Eschonais Arbeitern.

»Sie versuchen zu helfen«, sagte Gitgeth im Rhythmus der Neugier. Er schüttelte den Kopf, und in seinem Bart glitzerten die Rubine auf, die zu den hervorstechenden roten Färbungen seiner Haut passten. »Die kleinen Rhythmuslosen wollen in unserer Nähe sein. Ich sage dir, sie spüren, dass etwas mit ihren Köpfen nicht stimmt.«

Eschonai gab ihm eine Trommel aus dem hinteren Teil des Karrens und summte selbst im Rhythmus der Neugier. Sie hüpfte herunter und näherte sich der Parscher-Gruppe.

»Ihr werdet hier nicht gebraucht«, sagte sie im Rhythmus des Friedens und spreizte die Hände. »Wir kümmern uns lieber selbst um unsere Trommeln.«

Die Wesen ohne Lieder sahen sie mit matten Augen an.

»Geht jetzt«, sagte sie im Rhythmus des Bittens und zeigte auf die Festlichkeiten, die nicht fern von ihnen stattfanden, wo Lauscher und menschliche Diener trotz der Sprachbarriere miteinander lachten. Die Menschen klatschten, während die Lauscher all die alten Lieder sangen. »Amüsiert euch.«

Einige schauten dort hinüber – wo gesungen wurde – und hielten die Köpfe schräg, aber sie bewegten sich nicht.

»Es wirkt nicht«, sagte Brianlia im Rhythmus des Zweifels und legte den Arm auf eine Trommel neben sich. »Sie können sich einfach nicht *vorstellen*, wie es ist, wenn man lebt. Sie sind Eigentum, das gekauft und wieder verkauft wird.«

Was sollte sie davon halten? Sklaven? Klade, einer der Fünf, war zu den Sklavenhändlern in Kholinar gegangen und hatte dort eine Person erworben, weil er herausfinden wollte, ob so etwas tatsächlich möglich war. Er hatte nicht einmal einen Parscher gekauft, denn es waren auch *Alethi* angeboten worden.

Anscheinend waren die Parscher teuer und wurden als Sklaven von höchster Qualität betrachtet. Dies war den Lauschern gesagt worden, als hätten sie darauf stolz sein können.

Sie summte im Rhythmus der Neugier, deutete mit dem Kopf zur Seite und sah zu den anderen hinüber. Gitgeth lächelte, summte im Rhythmus des Friedens und winkte sie davon. Alle waren daran gewöhnt, dass Eschonai mitten in der Arbeit davonschlenderte. Es war keineswegs so, dass sie unverlässlich war ... na ja, vielleicht war sie es doch, aber wenigstens war sie konsequent.

Aber schon bald würde sie auf dem Fest des Königs gebraucht werden. Sie war eine der Besten, wenn es darum ging, die fade Sprache der Menschen zu verstehen und zu sprechen; dafür besaß sie eine natürliche Gabe. Das war ein Vorteil, der ihr zu einem Platz in dieser Expedition verholffen hatte, aber es war auch ein Hindernis. Ihre Beherrschung der menschlichen Sprache machte sie zu einer wichtigen Person, und wichtigen Personen konnte nicht erlaubt werden, dem Horizont nachzujagen.

Sie verließ die Entladestation und ging die Treppe zum Palast hinauf. Dabei versuchte sie, all das Schmuckwerk, die Kunstfertigkeit und die schiere, überwältigende Großartigkeit des Gebäudes in sich aufzunehmen. Es war zugleich wunderschön und schrecklich. Personen, die gekauft und verkauft wurden, sorgten für den Unterhalt dieses Ortes – aber war das der Grund dafür, dass die Menschen solche großartigen Werke wie die Schnitzwerke an den Säulen neben ihr oder die Einlegearbeiten im Marmorboden erschaffen konnten?

Sie ging an Soldaten vorbei, die ihre künstlichen Panzer trugen. Gegenwärtig besaß Eschonai keine eigene Rüstung; statt der Kriegerform trug sie die Arbeitsform, denn sie schätzte deren Biegsamkeit.

Die Menschen hatten keine Wahl. Sie hatten ihre Formen nämlich gar nicht verloren, wie Eschonai zunächst vermutet

hatte – sie besaßen nur *eine einzige*. Sie steckten für immer und ewig in Paarungsform, Arbeitsform und Kriegerform gleichzeitig fest. Und sie trugen ihre Gefühle viel deutlicher auf den Gesichtern als die Lauscher. Oh, Eschonais Volk konnte auch lächeln, lachen und weinen. Aber nicht so wie diese Alethi.

Der untere Bereich des Palastes war von breiten Korridoren und Galerien durchzogen, die von sorgfältig geschliffenen Juwelen erhellt wurden, durch die das Licht glitzerte und gleißelte. Leuchter hingen wie gebrochene Sonnen über ihr, die ihr Licht überallhin versprühten. Vielleicht war das schlichte Erscheinungsbild der menschlichen Körper – mit ihrer farblosen Haut, die höchst unterschiedliche Brauntönungen aufwies – ein weiterer Grund dafür, dass sich die Menschen bemühten, alles zu verzieren, von ihrer Kleidung bis hin zu diesen Säulen.

Könnten wir das auch tun?, dachte sie und summte im Rhythmus der Anerkennung. *Wenn wir die richtige Form zur Erschaffung von Kunst kennen würden?*

Die oberen Stockwerke des Palastes glichen Tunneln: schmale Steinkorridore und Räume, die Bunkern in einer Bergflanke ähnelten. Sie begab sich zur Festhalle, weil sie nachsehen wollte, ob sie gebraucht wurde, doch hier und da blieb sie stehen und warf einen Blick in die abzweigenden Räume. Man hatte ihr gesagt, dass sie nach Belieben herumspazieren durfte und ihr der ganze Palast offenstand – mit Ausnahme der Räume, vor deren Türen Wachen postiert waren.

Sie kam an einem Zimmer vorbei, in dem an allen Wänden Gemälde hingen, dann an einem mit einem Bett und weiteren Möbelstücken. Eine andere Tür enthüllte eine Toilette mit fließendem Wasser – ein Wunder, das sie noch immer nicht ganz verstand.

Sie steckte den Kopf in ein Dutzend weiterer Räume. Solange sie das königliche Fest rechtzeitig zur Musik erreichte, würden sich Klade und die anderen der Fünf nicht beschweren. Sie waren mit Eschonais Angewohnheiten ebenso vertraut

wie jeder andere. Sie schweifte stets durch die Gegend, steckte den Kopf in Dinge, die sie nichts angingen, spähte durch Türen ...

Und fand den König?

Eschonai erstarrte und öffnete die Tür vor ihr einen Spalt breit. Nun sah sie ein üppig ausgestattetes Zimmer mit einem dicken roten Teppich und Bücherregalen an den Wänden. So viele Informationen lagen hier unbeachtet herum! Doch noch überraschender war der Umstand, dass König Gavilar in diesem Zimmer stand, umgeben von fünf anderen Personen: zwei Offizieren, zwei Frauen in langen Kleidern und einem alten Mann in einer Robe. Der König zeigte mit der Hand auf etwas, das auf einem Tisch lag.

Warum befand sich Gavilar nicht auf dem Fest? Warum standen keine Wachen vor der Tür? Eschonai stimmte sich auf den Rhythmus der Angst ein und zog sich zurück, doch zuvor sah sie noch, wie eine der Frauen Gavilar anstieß und in Eschonais Richtung deutete. In ihrem Kopf klopfte es vor Entsetzen, und sie zog die Tür zu.

Einen Augenblick später trat ein großer Mann in Uniform heraus. »Der König möchte dich sprechen, Parschendi.«

Sie täuschte Verwirrung vor. »Herr? Worte?«

»Sei nicht so scheu«, sagte der Soldat. »Du gehörst zu den Übersetzern. Komm herein. Du steckst nicht in Schwierigkeiten.«

Von Angst geschüttelt ließ sie zu, dass er sie in das Zimmer führte.

»Danke, Meridas«, sagte Gavilar. »Lasst uns für einen Augenblick allein.«

Die anderen gingen, während sich Eschonai bei der Tür in den Rhythmus des Trostes einstimme und diesen laut summt – auch wenn die Menschen nicht verstehen mochten, was es bedeutete.

»Eschonai«, sagte der König, »ich möchte dir etwas zeigen.«

Er kannte ihren Namen? Sie trat weiter in den kleinen, warmen Raum hinein und hielt dabei die Arme eng um ihren

Körper geschlungen. Sie verstand diesen Mann nicht. Das lag aber nicht nur an seiner fremdartigen, beinahe toten Art zu sprechen. Und auch nicht allein an dem Umstand, dass sie seine Gefühle nicht erkennen konnte, da in ihm die Kriegerform und die Paarungsform miteinander im Wettstreit lagen.

Dieser Mann verblüffte sie stärker als jeder andere Mensch. Warum hatte er ihrem Volk einen so vorteilhaften Vertrag angeboten? Zuerst hatte es wie eine Gefälligkeit unter zwei Stämmen gewirkt. Doch so hatte sie es gesehen, bevor sie hierhergekommen war und diese Stadt und die Alethi-Armeen erblickt hatte. Ihr Volk hatte früher einmal eigene Städte besessen und auch Armeen, die neidisch machen konnten. Aufgrund der Lieder war das bekannt.

Aber es war nun auch schon lange her. Sie bildeten nur noch das Bruchstück eines untergegangenen Volkes. Sie waren Verräter, die ihre Götter verlassen hatten, weil sie frei sein wollten. Dieser Mann hätte die Lauscher zerschmettern können. Früher einmal hatten sie angenommen, dass ihre Splitter – Waffen, die sie bisher vor den Menschen geheim gehalten hatten – zu ihrem eigenen Schutz ausreichten. Inzwischen aber hatte sie bei den Alethi mehr als ein Dutzend Splitterklingen und Splitterpanzer gesehen.

Warum lächelte er sie so an? Was verbarg er nur, indem er nicht dem Rhythmus gemäß sang und sie beruhigte?

»Setz dich, Eschonai«, forderte sie der König auf. »Oh, hab keine Angst, kleine Späherin. Ich hatte ohnehin mit dir sprechen wollen. Deine Beherrschung unserer Sprache ist einzigartig!«

Sie nahm in einem Sessel Platz, während Gavilar etwas aus einer winzigen Ledertasche holte. Es glühte in rotem Sturmlicht und war ein Gebilde aus Juwelen und Metall, gegossen in eine wunderschöne Form.

»Weißt du, was das ist?«, fragte er und schob es ihr langsam hin.

»Nein, Euer Majestät.«

»Wir nennen es ein Fabrial. Es ist ein Gerät, das mit Sturmlicht betrieben wird. Dieses hier erschafft Wärme – leider nur äußerst wenig davon, aber meine Frau ist zuversichtlich, dass ihre Gelehrten eines herstellen können, das sogar in der Lage ist, einen ganzen Raum zu beheizen. Wäre das nicht wunderbar? Keine rauchenden Feuer mehr in den Kaminen!«

Dies erschien Eschonai zwar leblos, aber sie sagte es nicht. Sie summte Lob, damit er sich gut fühlte, weil er ihr davon erzählt hatte. Dann gab sie ihm das Gebilde zurück.

»Sieh es dir genau an«, sagte König Gavilar. »Schau ganz tief hinein. Kannst du erkennen, was sich darin bewegt? Das ist ein Sprengsel. So funktioniert dieses Gerät.«

Gefangen in einem Edelsteinherz, dachte sie und stimmte sich auf Ehrfurcht ein. *Sie haben Geräte gebaut, die unsere Art nachahmen, die Formen anzuwenden?* Trotz ihrer Beschränkungen unternahmen die Menschen so viel!

»Die Klufftteufel sind nicht eure Götter, oder?«, meinte er.

»Wie bitte?«, fragte sie und stimmte sich auf Skepsis ein. »Warum fragt Ihr das?« Was für eine seltsame Wendung in diesem Gespräch.

»Ach, das ist nur etwas, worüber ich mir einige Gedanken gemacht habe.« Er nahm das Fabrial aus ihren Händen entgegen. »Meine Offiziere fühlen sich so überlegen, weil sie glauben, dass sie euch durchschaut haben. Sie sind der Meinung, ihr seid Wilde, aber darin irren sie sich vollkommen. Ihr seid keine Wilden. Ihr seid eine Enklave der Erinnerung. Ein Fenster in die Vergangenheit.«

Er beugte sich vor, und das Licht der Rubine floss zwischen seinen Fingern hindurch. »Du musst eine Botschaft an eure Anführer überbringen. Es sind die Fünf, nicht wahr? Du stehst ihnen nahe, und ich werde beobachtet. Ich brauche ihre Hilfe bei einer gewissen Angelegenheit.«

Sie summte im Rhythmus der ängstlichen Anspannung.

»Nein, nein«, sagte er. »Ich werde dir helfen, Eschonai. Wusstest du schon, dass ich herausgefunden habe, wie ich eure Götter zurückbringen kann?«

Nein. Sie summte im Rhythmus des Schreckens. *Nein ...*

»Meine Vorfahren«, sagte er und hob dabei das Fabrial hoch, »haben gelernt, ein Sprengsel im Innern eines Edelsteins einzuschließen. Und in einem ganz besonderen Edelstein ist es sogar möglich, einen Gott einzuschließen.«

»Euer Majestät«, sagte sie und wagte es, seine Hand zu ergreifen. Er konnte die Rhythmen nicht spüren. Er wusste es einfach nicht. »Bitte. Wir beten diese Götter nicht mehr an. Wir haben sie verlassen – wir haben sie *verstoßen*.«

»Ah, aber es ist zu eurem Besten – und auch zu unserem.« Er stand auf. »Wir leben ohne Ehre, denn eure Götter haben früher einmal die unseren gebracht. Ohne sie haben wir keine *Macht*. Diese Welt sitzt in der Falle, Eschonai! Wir stecken in einem matten, leblosen Übergangszustand fest.« Er hob den Blick zur Decke. »Sie müssen vereinigt werden. Ich brauche dringend eine Bedrohung. Nur Gefahr wird sie zusammenbringen.«

»Was ...«, sagte sie im Rhythmus der Angst. »Was sagt Ihr da?«

»Unsere versklavten Parscher waren einst wie du. Doch dann haben wir sie ihrer Fähigkeit der Verwandlung beraubt. Wir haben es getan, indem wir ein Sprengsel eingefangen haben. Ein uraltes, ein *wesentliches* Sprengsel.« Er sah sie an, und in seinen grünen Augen leuchtete es. »Ich habe gesehen, wie es rückgängig gemacht werden kann. Ein neuer Sturm wird die Herolde aus ihrem Versteck locken. Ein neuer Krieg.«

»Wahnsinn.« Sie erhob sich. »Unsere Götter haben versucht, die Euren zu vernichten.«

»Die Alten Worte müssen wieder gesprochen werden.«

»Ihr könnt aber nicht ...« Sie verstummte und bemerkte zum ersten Mal, dass auf dem Tisch in ihrer Nähe eine ausgebreitete Karte lag. Sie war groß und zeigte ein Land, das von

Meeren umschlossen war – und ihre künstlerische Gestaltung stellte alle Versuche Eschonais in den Schatten.

Sie trat an den Tisch heran und keuchte. Der Rhythmus der Ehrfurcht spielte in ihrem Geist. *Das ist großartig*. Sogar die prächtigen Leuchter und die beschnitzten Wände waren im Vergleich dazu gar nichts. Das hier war Wissen *und* Schönheit, miteinander verschmolzen.

»Ich war der Meinung, dir eine Freude zu machen, wenn du erfährst, dass wir Verbündete in dem Versuch sind, eure alten Götter zur Rückkehr zu bewegen«, sagte Gavilar. Beinahe hörte sie den Rhythmus des Tadels in seinen toten Worten. »Du behauptest, sie zu fürchten, aber warum fürchtest du das, was dir das Leben geschenkt hat? Mein Volk muss vereinigt werden, und ich brauche ein Reich, das sich nicht durch innere Kämpfe zerreißt, sobald ich nicht mehr da bin.«

»Also sucht ihr den *Krieg*?«

»Ich suche nach einem Ende für etwas, das wir nie richtig beendet haben. Mein Volk, das bestand einst aus den Strahlenden, und euer Volk – die Parscher – sprühte vor Leben. Wem ist mit dieser trostlosen Welt gedient, in der sich mein Volk in endlosen Scharmützeln gegenseitig bekämpft und kein Licht hat, das es führt, während dein Volk lebenden Leichnamen gleicht?«

Wieder blickte sie auf die Karte. »Wo ... wo ist die Zerbrochene Ebene? Ist es dieser Teil hier?«

»Du zeigst gerade auf ganz Natanatan, Eschonai! Das hier ist die Zerbrochene Ebene.« Er deutete auf eine Stelle, die nicht größer als sein Daumnagel war, während die Karte den ganzen Tisch bedeckte.

Bei diesem Anblick wurde ihr schwindlig. Das war die Welt? Sie hatte vermutet, dass sie auf ihrer Reise nach Kholinar fast das ganze Land durchquert hatten. Warum hatte ihr bisher niemand die Wahrheit gesagt?

Ihre Beine wurden schwach, und sie stimmte sich in den Rhythmus des Trauerns ein. Sie sank in ihren Sessel zurück, konnte nicht mehr stehen.

So riesig.

Gavilar zog etwas aus seiner Hosentasche. Eine Kugel? Sie war dunkel, glimmerte aber irgendwie. Als ob sie ... eine Aura aus Schwärze besäße – ein Phantomlicht, das gar kein richtiges Licht war. Sie schimmerte in schwachem Violett, schien das Licht um sich herum aufzusaugen.

Er legte die Kugel auf den Tisch vor ihr. »Bring sie zu den Fünfen und erkläre ihnen, was ich dir mitgeteilt habe. Sag ihnen, dass sie sich daran erinnern sollen, was ihr Volk einmal gewesen ist. *Wach auf, Eschonai.*«

Er klopfte ihr auf die Schulter, dann verließ er das Zimmer. Sie starrte jenes schreckliche Licht an. Aus den Liedern wusste sie, was es war. Die Formen der Macht hatten mit einem dunklen Licht in Zusammenhang gestanden – mit einem Licht, das vom König der Götter stammte.

Sie nahm die Kugel vom Tisch und rannte davon.



Als die Trommeln aufgestellt waren, beharrte Eschonai darauf, sich zu den Trommlern zu gesellen. Es war ein Ventil für ihre Angst. Sie schlug im Einklang mit dem Rhythmus in ihrem Kopf, schlug so hart zu, wie sie konnte, und versuchte mit jedem Schlag all das zu verbannen, was der König gesagt hatte.

Und auch das, was sie soeben getan hatte.

Die Fünf hatten am Hochtisch gegessen; die Speisereste des letzten Gangs hatten vor ihnen gestanden.

Er beabsichtigt, unsere Götter zurückzuholen, hatte sie den Fünfen gesagt.

Schließ die Augen. Konzentriere dich auf die Rhythmen.

Er kann es tun. Er weiß so viel.

Wilde Schläge hallten durch ihre Seele.

Wir müssen etwas unternehmen.

Klades Sklave war ein Attentäter. Klade behauptete, eine *Stimme*, die den Rhythmen antwortete, habe ihn zu dem Mann geführt, der seine Fähigkeiten eingestanden hatte, als er heftig bedrängt worden war. Anscheinend war Venli bei Klade gewesen, auch wenn Eschonai ihre Schwester früher an diesem Tag nicht gesehen hatte.

Nach einer hitzigen Debatte waren die Fünf darin übereingekommen, dass dies ein Zeichen für das war, was sie tun sollten. Vor langer Zeit hatten die Lauscher den Mut aufgebracht, die Fadform anzunehmen, damit sie auf diese Weise ihren Göttern entkommen konnten. Um jeden Preis hatten sie die Freiheit gesucht.

Heute würde der Preis, diese Freiheit beizubehalten, sehr hoch sein.

Sie schlug die Trommel. Sie spürte den Rhythmus. Sie weinte leise und sah nicht hin, als der seltsame Attentäter – der jene fließenden weißen Gewänder trug, die Klade ihm gegeben hatte – den Raum verließ. Zusammen mit den anderen hatte sie für diese Handlungsweise gestimmt.

Spüre den Frieden der Musik. Das hatte ihre Mutter immer gesagt. *Suche nach den Rhythmen. Suche nach den Liedern.*

Sie leistete Widerstand, als die anderen sie wegzogen. Sie weinte, weil sie die Musik hinter sich lassen musste. Sie weinte um ihr Volk, das wegen dem, was heute geschehen würde, möglicherweise vernichtet wurde. Sie weinte um die Welt, die nie erfahren würde, was die Lauscher für sie getan hatten.

Sie weinte um den König, den sie zum Tode verurteilt hatte.

Die Trommeln um sie herum verstummten, und ersterbende Musik hallte durch die Gänge und die Korridore.

Allmächtige genannt wurde –, seine Geheimnisse zu entlocken. Diese besondere Vision war die erste, die Dalinar je gehabt hatte. Sie begann damit, dass er neben einem Bildnis des Gottes in menschlicher Gestalt stand, das sich auf einer Klippe befand, von der aus ganz Kholinar überblickt werden konnte: Dalinars Heimat und der Sitz der Regierung. In der Vision war die Stadt von einer unbekanntem Macht zerstört worden.

Der Allmächtige sagte zwar etwas, aber Dalinar hörte ihm nicht zu. Dalinar war zu einem Strahlenden Ritter geworden, indem er sich mit dem Sturmwater selbst verbunden hatte – mit der Seele des Großsturms und dem mächtigsten Sprengsel von Roschar –, und Dalinar hatte herausgefunden, dass er die Visionen nun nach seinem Belieben immer und immer wieder ablaufen lassen konnte. Er hatte diesen Monolog schon dreimal gehört und ihn Wort für Wort vor Navani wiedergegeben, damit sie ihn aufschreiben konnte.

Diesmal begab sich Dalinar stattdessen an den Rand der Klippe, kniete nieder und schaute auf die Ruinen von Kholinar. Hier roch die Luft trocken, staubig und warm. Er blinzelte und versuchte in dem Chaos der zerstörten Gebäude irgendeine bedeutungsvolle Einzelheit zu erkennen. Selbst die Windklingen – einst prächtige, schlanke Felsformationen, in denen zahlreiche Erdschichten erkennbar gewesen waren – waren zerschmettert worden.

Der Allmächtige fuhr mit seiner Rede fort. Diese Visionen muteten wie ein Tagebuch an oder wie eine Reihe von umfassenden Botschaften, die der Gott hinterlassen hatte. Zwar schätzte Dalinar die Hilfe, die sie gewährten, im Augenblick jedoch ging es ihm nur um bestimmte Einzelheiten.

Er suchte den Himmel ab und bemerkte eine Kräuselung in der Luft – wie Hitze, die über einem fernen Stein aufstieg. Es war ein Schimmern von der Größe eines Hauses.

»Sturmwater«, sagte er. »Kannst du mich nach unten bringen, zwischen den Schutt und das Geröll?«

Du sollst nicht dorthin gehen. Das ist kein Teil der Vision.

»Beachte für den Augenblick nicht, was ich tun und was ich lassen soll«, sagte Dalinar. »Kannst du es tun? Kannst du mich zu diesen Ruinen bringen?«

Der Sturmvater grollte. Er war ein seltsames Wesen, auf irgendeine Weise verbunden mit dem toten Gott, aber nicht vollkommen identisch mit dem Allmächtigen. Zumindest bediente er sich heute nicht der Stimme, die sonst bis in Dalinars Knochen fuhr.

In einem einzigen Augenblick wurde Dalinar davongetragen. Er stand nicht länger auf der Klippe, sondern befand sich nun auf der Ebene vor den Ruinen der Stadt.

»Danke«, sagte Dalinar und brachte die kurze Strecke bis zu den Ruinen zu Fuß hinter sich.

Seit ihrer Entdeckung Urithirus waren erst sechs Tage vergangen. Sechs Tage seit dem Erwachen der Parschendi, die merkwürdige Kräfte und glühende rote Augen erlangt hatten. Sechs Tage seit dem Eintreffen des neuen Sturms – des Ewigsturms, eines Hurrikans aus dunklen Donnerwolken und roten Blitzen.

Einige in seiner Armee glaubten, der Sturm sei nun für immer vorbei, wie ein katastrophales Ereignis, das nicht wiederkehren werde. Doch Dalinar wusste es besser. Der Ewigsturm würde zurückkommen und im äußersten Westen auf Schinovar treffen. Und dann würde er quer über das Land ziehen.

Niemand beachtete seine Warnungen. An Orten wie Azir und Thaylenah gaben die Monarchen zwar zu, dass im Osten ein seltsamer Sturm aufgezogen war, aber sie glaubten nicht an seine Wiederkehr.

Sie konnten nicht einmal erahnen, wie zerstörerisch dieser Sturm bei seinem erneuten Eintreffen wirken würde. Bei seinem ersten Erscheinen war er mit dem Hochsturm zusammengeprallt, was einen einzigartigen Kataklysmus erschaffen hatte. Hoffentlich war er für sich allein nicht ganz so schlimm –

aber es blieb noch immer ein Sturm, der in die falsche Richtung blies. Und er würde die Parscher-Diener auf der ganzen Welt erwecken und sie zu Bringern der Leere machen.

Was erwartest du zu erfahren?», fragte der Sturmvater, als Dalinar den Rand der Ruinen erreicht hatte. Diese Vision wurde erstellt, damit du zu der Klippe gezogen wirst und mit Ehr sprichst. Der Rest ist nichts anderes als eine Kulisse - ein Bild.

»Der Allmächtige hat diesen Schutt hierher gebracht«, sagte Dalinar und deutete auf die geborstenen Mauern, die er da vor sich hatte. »Es kann dahingestellt bleiben, ob es eine Kulisse ist oder nicht, denn jedenfalls hat seine Kenntnis der Welt und unseres Feindes die Art und Weise beeinflusst, wie er diese Vision erstellt hat.«

Dalinar kletterte auf die Trümmer der äußeren Mauern. Kholinar war eine großartige Stadt gewesen. Sturmverdammt, nein, es war noch immer eine großartige Stadt, wie nur wenige auf der Welt! Anstatt sich im Schatten einer Klippe oder in einer geschützten Kluft zu verstecken, vertraute Kholinar auf seine gewaltigen Mauern, die es vor den Großstürmen schützten. Es *trotzte* den Winden und verneigte sich nicht vor den Stürmen.

Doch in dieser Vision war die Stadt trotzdem zerstört worden. Dalinar stieg auf die Krone der Trümmer, warf einen Blick um sich und versuchte sich vorzustellen, wie es gewesen sein musste, vor so vielen Jahrtausenden hier zu siedeln. Damals hatte es noch keine Mauern gegeben. Es waren harte, sture Menschen gewesen, die diesen Ort gegründet hatten.

Er sah Rillen und Kratzer in den Steinen der umgestürzten Mauern, die an die Wunden erinnerten, die Raubtiere ihrer Beute zufügten. Die Windklingen waren zerschmettert worden, und aus der Nähe erkannte er auch die Spuren ihrer Klauen.

»Ich habe Kreaturen gesehen, die zu so etwas in der Lage sind«, sagte er, kniete sich neben einen der Steine und betas-

tete die großen Scharten in der Oberfläche des Granits. »In meinen Visionen habe ich ein steinernes Ungeheuer beobachtet, das sich aus dem Fels des Erdbodens befreit hat.

Es gibt hier keine Leichen, aber vermutlich ist das dem Umstand geschuldet, dass der Allmächtige die Stadt in seiner Vision nicht bevölkert hat. Er wollte nur ein Symbol für die kommende Zerstörung erschaffen. Er glaubte, dass Kholinar nicht dem Ewigsturm, sondern den Bringern der Leere zum Opfer fallen wird.«

Ja, sagte der Sturmwater. Der Sturm wird eine Katastrophe sein, aber nicht annähernd das Ausmaß dessen erreichen, was auf ihn folgt. Du kannst Schutz vor einem Sturm suchen, Ehrensohn, nicht aber vor unseren Feinden.

Was konnte Dalinar noch tun, da sich die Herrscher von Roschar geweigert hatten, Dalinars Warnung vor dem baldigen Herannahen des Ewigsturms anzuhören? Das echte Kholinar wurde angeblich von Aufruhr erschüttert – und die Königin schwieg. Dalinars Armee war von ihrem ersten Zusammenstoß mit den Bringern der Leere gedemütigt weggehumpelt, und sogar viele seiner eigenen Großprinzen hatten ihn in dieser Schlacht nicht unterstützt.

Ein Krieg zog auf. Durch das Beschwören der Wüstwerdung hatte der Feind einen Jahrtausende alten Konflikt mit unvorstellbaren Kreaturen erneuert, deren Beweggründe unbegreiflich und deren Kräfte unbekannt waren. Es hieß, Herolde würden auftreten und den Angriff gegen die Bringer der Leere anführen. Die Strahlenden Ritter sollten schon auf ihrem Platz sein, gut ausgebildet und bereit für den Kampf gegen den Feind. Sie sollten in der Lage sein, auf die Führung des Allmächtigen zu vertrauen.

Doch stattdessen hatte Dalinar nur eine Handvoll neuer Strahlender unter seinem Kommando, und von einer Hilfe durch die Herolde war nichts zu bemerken. Außerdem war der Allmächtige – Gott höchstpersönlich – tot.

Doch Dalinar sollte noch immer die Welt retten.

Der Boden erbebt – und die Vision endete damit, dass das Land geradezu weglitt. Auf der Klippe würde der Allmächtige nun seine Rede beendet haben.

Eine letzte Welle der Vernichtung rollte wie ein Großsturm über das Land. Es war eine Metapher, die der Allmächtige für die Finsternis und Zerstörung ersonnen hatte, die beide über die Menschheit kommen würden.

Eure Legenden behaupten, dass ihr gewonnen habt, hatte er gesagt. Aber in Wahrheit habt ihr verloren. Und wir verlieren ...

Der Sturmvater grollte. *Es ist Zeit zu gehen.*

»Nein«, erwiderte Dalinar, der noch immer auf dem Schutthügel stand. »Lass mich allein.«

Aber ...

»Ich möchte es spüren!«

Die Welle der Vernichtung traf auf Dalinar, und er brüllte seinen Trotz heraus. Er hatte sich nicht vor dem Großsturm niedergebeugt, und hiervor würde er sich auf keinen Fall verneigen! Er hielt den Kopf hoch, und in der Kraftwelle, die den Boden auseinanderriss, sah er etwas.

Ein goldenes Licht, strahlend und schrecklich zugleich. Vor ihm stand eine dunkle Gestalt in einem schwarzen Splitterpanzer. Die Gestalt warf neun Schatten. Jeder breitete sich in einer anderen Richtung aus, und ihre Augen glühten in einem gleißenden Rot.

Dalinar starrte tief in diese Augen und spürte, wie eine Kälte ihn durchfuhr. Obwohl die Vernichtung ihn umtoste und Felsen zu Staub werden ließ, entsetzten ihn diese Augen noch viel mehr. Er entdeckte etwas entsetzlich Vertrautes in ihnen.

Dies war eine Gefahr, die jeden Sturm übertraf.

Dies war der Kampfmeister des Feindes. Und er kam immer näher.

VEREINIGE SIE. SCHNELL.

Dalinar keuchte, als die Vision zerschmettert wurde. Er fand sich in sitzender Position neben Navani wieder, in einem stillen steinernen Zimmer irgendwo in Urithiru, der Stadt der Türme. Dalinar musste nicht mehr gefesselt werden, wenn er seine Visionen durchlebte. Inzwischen hatte er eine ausreichende Kontrolle über sie, sodass er sie nicht mehr durchspielen musste, wenn er sie erlebte.

Er atmete tief durch. Schweiß rann an seinem Gesicht herab, und sein Herz raste. Navani sagte etwas, aber er konnte sie nicht hören. Im Vergleich zu dem Rauschen in seinen Ohren schien sie sehr weit entfernt zu sein.

»Was war das für ein Licht, das ich gesehen habe?«, flüsterte er.

Ich habe kein Licht gesehen, sagte der Sturmvater.

»Es war strahlend und golden, aber schrecklich«, flüsterte Dalinar. »Es hat alles in seine Hitze getaucht.«

Odium, grollte der Sturmvater. *Der Feind*.

Der Gott, der den Allmächtigen getötet hatte. Die Macht hinter den Wüstwerdungen.

»Neun Schatten«, flüsterte Dalinar und zitterte.

Neun Schatten? Die Ungemachten. Seine Häsher. Uralte Sprengsel.

Bei den Stürmen! Dalinar kannte sie nur aus den Legenden: schreckliche Sprengsel, die in der Lage waren, den Geist der Menschen zu verwirren.

Diese Augen suchten ihn noch immer heim. Auch wenn es entsetzlich war, über die Ungemachten nachzudenken, jene Gestalt mit den roten Augen fürchtete er doch am meisten. Odiums Kampfmeister.

Dalinar blinzelte und sah Navani an – die Frau, die er liebte. Sie machte eine schmerzhaft sorgenvolle Miene, als sie seinen Arm ergriff. An diesem seltsamen Ort und in dieser noch seltsameren Zeit bedeutete sie etwas zutiefst Wirkliches. Etwas, woran er sich festhalten konnte. Eine reife Schönheit –

in gewisser Weise das Urbild einer vollkommenen Vorin-Frau: üppige Lippen, hell-violette Augen, mit Silber durchzogenes schwarzes Haar, zu vollendeten Zöpfen geflochten, die Rundungen von der engen Seidenhavah umschmeigt. Kein Mann würde Navani vorwerfen können, dürr zu sein.

»Dalinar?«, fragte sie. »Dalinar, was ist geschehen? Geht es dir gut?«

»Es ...« Er holte tief Luft. »Es geht mir gut, Navani. Und ich weiß, was wir tun müssen.«

Sie runzelte die Stirn. »Was?«

»Ich muss die Welt schneller vereinigen – gegen den Feind, damit er sie nicht zerstören kann.«

Er musste es erreichen, dass ihn die übrigen Herrscher der Welt anhörten. Er musste sie auf den neuen Sturm und auf die Bringer der Leere vorbereiten. Und außerdem musste er ihnen helfen, die Auswirkungen zu überleben.

Wenn es ihm gelang, würde er sich der Wüstwerdung nicht allein entgegenstemmen müssen. Hier ging es nicht um den Kampf einer Nation gegen die Bringer der Leere. Es war notwendig, dass sich die Reiche der Welt ihm anschlossen, und er hatte die Aufgabe, die Strahlenden Ritter zu finden, die mitten unter den Völkern erschaffen worden waren.

Und diese musste er vereinigen.

»Dalinar«, sagte sie. »Ich glaube, das Ziel ist ein gutes ... aber, bei den Stürmen, was wird dabei aus uns? Dieses Bergland ist eine Wüste. Womit sollen wir unsere Armee versorgen?«

»Die Seelengießer ...«

»... werden bald keine Edelsteine mehr haben«, sagte Navani. »Außerdem können sie nur die grundlegenden Bedürfnisse erfüllen. Dalinar, wir sind halb erfroren, gebrochen und gespalten. Unsere Kommandostruktur ist in Unordnung geraten, und sie ...«

»Friede, Navani«, sagte Dalinar und erhob sich. Er zog sie auf die Beine. »Ich weiß. Und trotzdem müssen wir kämpfen.«

Sie umarmte ihn. Er hielt sie fest, spürte ihre Wärme und roch ihr Parfum. Sie bevorzugte einen weniger blumigen Duft als andere Frauen – einen mit Gewürzen darin, wie das Aroma frisch gehackten Holzes.

»Wir können es schaffen«, sagte er zu ihr. »Mit meiner Hartnäckigkeit. Und deinem Scharfsinn. Gemeinsam werden wir die anderen Reiche davon überzeugen, dass sie sich uns anschließen müssen. Wenn der Sturm zurückkehrt, werden sie erkennen, dass unsere Warnungen gerechtfertigt waren, und sie werden sich gegen den Feind vereinigen. Wir können die Eidtore dazu benutzen, Truppen zu bewegen und mit Nachschub zu versorgen.«

Die Eidtore. Zehn Portale, uralte Fabriale, die Tore nach Urithiru. Wenn ein Strahlender Ritter eines dieser Tore aktivierte, wurden all jene, die auf der Plattform standen, die sie umgab, nach Urithiru gebracht und erschienen auf einem ähnlichen Gebilde hier beim Turm.

Gegenwärtig wurde nur ein Torpaar genutzt und beförderte Menschen zwischen Urithiru und der Zerbrochenen Ebene hin und her. Theoretisch konnten noch neun weitere in Betrieb genommen werden, doch leider hatten Nachforschungen ergeben, dass innerhalb eines jeden Tores auf *beiden* Seiten ein Mechanismus in Gang gesetzt werden musste, bevor sie benutzt werden konnten.

Wenn er nach Vedenar, in die Stadt Thaylen, nach Azimir oder an irgendeinen anderen Ort reisen wollte, musste zuerst einer der Strahlenden dorthin gehen und das Tor entsperren.

»Also gut«, sagte sie. »Wir werden es schaffen. Irgendwie wird es uns gelingen, sie zum Zuhören zu bringen – selbst wenn sie sich die Finger tief in ihre Ohren stecken. Man fragt sich aber, wie ihnen das gelingen sollte, wo doch ihre Köpfe so fest in ihren Allerwertesten stecken.«

Er lächelte, und plötzlich kam er sich dumm vor, weil er sie vorhin so idealisiert hatte. Navani Kholin war ein furchtsames,

großartiges Ideal – sie war ein Sturm von einer Frau, voller fester Gewohnheiten, stur wie ein Felsbrocken, der einen Berg hang herabrollt, und zunehmend unduldsam in Dingen, die sie närrisch fand.

Dafür liebte er sie am meisten. Dafür, dass sie offen und ehrlich in einer Gesellschaft war, die voller Stolz auf ihre Geheimnisse blickte. Sie hatte seit ihrer Jugend viele Tabus und Herzen gebrochen. Manchmal erschien ihm der Gedanke, dass sie auch ihn liebte, so unwirklich wie eine seiner Visionen.

An der Tür seines Zimmers ertönte ein Klopfen, und Navani befahl der Person einzutreten. Eine von Dalinars Späherinnen steckte den Kopf herein. Dalinar drehte sich um, runzelte die Stirn und bemerkte sofort die angespannte Haltung sowie das rasche Atmen der Frau.

»Was ist los?«, wollte er wissen.

»Herr«, sagte die Frau und salutierte. Ihr Gesicht war bleich. »Es ... hat einen Zwischenfall gegeben. In den Korridoren wurde eine Leiche entdeckt.«

Dalinar spürte, wie sich etwas zusammenzog. Eine Energie lag in der Luft, wie vor einem niedergehenden Blitz. »Wer?«

»Der Großprinz Torol Sadeas, Herr«, sagte die Frau. »Er wurde ermordet.«

»Sektion zwei«, sagte Adolin und klopfte mit den Knöcheln seiner linken Hand gegen den Wagen. »Die Tavernen werden entlang des Mittelkorridors bei den Aufzügen eingerichtet, sechs Kreuzungen weiter im Innern. Meine Tante hat das *ausdrücklich* zu euren Großherren gesagt.«

Die Männer starrten ihn mit leeren Blicken an.

»Eine Schreiberin wird es euch zeigen. Ladet diese Kisten wieder ein.«

Die Männer seufzten, aber sie machten sich sogleich daran, ihren Wagen erneut zu beladen. Sie wussten, dass es nicht gut war, sich mit dem Sohn eines Großprinzen zu streiten.

Adolin drehte sich um und betrachtete die tiefe Kaverne, die zu einem Abladeplatz sowohl für Vorräte als auch für Menschen geworden war. Kinder liefen in Gruppen vorbei. Arbeiter stellten Zelte auf. Frauen holten Wasser von der Quelle in der Mitte. Soldaten trugen Fackeln und Laternen. Sogar Axt-hunde rannten hin und her. Vier vollständige Kriegslager voller Menschen hatten in großer Hast die Zerbrochene Ebene nach Urithiru überquert, und Navani hatte sich bemüht, den passenden Ort für sie alle zu finden.

Trotz des großen Chaos war Adolin froh, dass diese Menschen hier waren. Sie wirkten ausgeruht und hatten nicht an der Schlacht gegen die Parschendi teilgenommen; überdies hatten sie weder den Angriff des Attentäters in Weiß noch das Zusammenprallen der beiden Stürme erlebt.

Die Kholin-Soldaten hingegen befanden sich in einem schrecklichen Zustand. Adolins Schwerthand war bandagiert und pochte noch immer heftig; beim Kampf hatte er sich das Handgelenk gebrochen. Auf seinem Gesicht prangte eine hässliche Prellung, und dabei war er noch einer der Glücklicheren.

»Hellherr«, sagte Ruschu und deutete auf einen anderen Wagen. »Das sieht wie Wein aus.«

»Wunderbar«, sagte Adolin. Warum hielt sich *niemand* an Tante Navanis Anweisungen?

Er kümmerte sich um den Wagen, und danach musste er einen Streit zwischen Männern schlichten, die wütend darüber waren, dass sie zum Wasserholen eingeteilt worden waren. Sie behaupteten, das sei Parscher-Arbeit und unter ihrem Nahn. Leider gab es keine Parscher mehr.

Adolin beruhigte sie und schlug ihnen vor, eine Wasserträger-Gilde einzurichten, falls sie gezwungen sein sollten, diese Tätigkeit auch weiterhin auszuüben. Vater würde dem gewiss zustimmen, doch Adolin machte sich Sorgen. Hatten sie überhaupt die Mittel, all diese Leute zu bezahlen? Der Lohn richtete sich nach dem jeweiligen Rang, und es war schließlich nicht möglich, Menschen grundlos zu Sklaven herabzusetzen.

Adolin war über die ihm anvertraute Aufgabe froh, denn sie lenkte ihn ab. Auch wenn er nicht jeden Wagen persönlich überprüfen musste – er sollte hier nur die Aufsicht führen –, stürzte er sich doch in alle Einzelheiten seiner Arbeit. Mit seinem gebrochenen Handgelenk konnte er keine Übungskämpfe mehr durchführen, und wenn er zu lange allein dasaß, musste er immer wieder an das denken, was am Tag zuvor geschehen war.

Hatte er es wirklich getan?

Hatte er *wirklich* Torol Sadeas umgebracht?

Fast war es eine Erleichterung, als schließlich ein Bote auf ihn zulief und ihm zuflüsterte, in den Korridoren des dritten Stockwerks sei etwas entdeckt worden.

Adolin wusste, worum es sich handelte.



Lange bevor er sein Ziel erreicht hatte, hörte Dalinar die Rufe. Sie hallten die Korridore entlang. Er kannte diesen Ton. Auseinandersetzungen standen bevor.

Er ließ Navani hinter sich zurück und rannte los. Als er eine breite Kreuzung zweier Gänge erreicht hatte, war er heftig ins

Schwitzen geraten. Männer in Blau, beleuchtet von dem harten Licht der Laternen, standen anderen Männern in Waldgrün gegenüber. Wutsprenghel breiteten sich wie Blutlachen auf dem Boden aus.

Ein Leichnam mit einer grünen Jacke über dem Gesicht lag vor ihm.

»Zurück!«, brüllte Dalinar und stürmte in den Raum zwischen den beiden Soldatengruppen. Er zog einen Brückenmann beiseite, der sich dicht vor einen von Sadeas' Soldaten gestellt hatte. »Auseinander, oder ich werde euch alle in den Bau schicken, jeden einzelnen Mann!«

Seine Stimme traf die Männer wie ein Sturm, und von allen Seiten richteten sich die Blicke auf ihn. Er stieß den Brückenmann zu seinen Gesellen, schob dann einen von Sadeas' Soldaten zurück und betete, der Mann möge klug genug sein, von einem Angriff auf einen Großprinzen abzusehen.

Navani und die Späherin blieben am Rand des Aufruhrs stehen. Die Männer von Brücke Vier wichen schließlich in einen der Korridore zurück, und Sadeas' Soldaten begaben sich in den gegenüberliegenden Gang – jedoch nur so weit, dass sie einander noch böse anstarren konnten.

»Ihr solltet Euch auf den Donner der Verdammnis gefasst machen«, rief Sadeas' Offizier Dalinar zu. »Eure Männer haben einen Großprinzen *ermordet!*«

»Wir haben ihn so gefunden!«, brüllte Teft von Brücke Vier zurück. »Vermutlich ist er über sein eigenes Messer gestolpert. Das geschieht ihm recht, diesem sturmverdammten Bastard.«

»Teft, *halt den Mund!*«, schrie Dalinar ihn an.

Der Brückenmann wirkte verblüfft, dann salutierte er mit steifer Geste.

Dalinar kniete sich hin und zog die Jacke von Sadeas' Gesicht. »Das Blut ist getrocknet. Er liegt schon seit einiger Zeit hier.«

»Wir haben nach ihm gesucht«, sagte der Offizier in Grün.

»Gesucht? Hattet ihr euren Großprinzen denn *verloren*?«

»Die Gänge sind sehr verwirrend!«, sagte der Mann. »Sie verlaufen nicht natürlich. Wir hatten kehrtgemacht und ...«

»... angenommen, er wäre zu einem anderen Teil des Turms gegangen«, sagte ein anderer Mann. »Dort haben wir ihn während der ganzen letzten Nacht gesucht. Einige Leute hatten uns gesagt, sie seien ihm begegnet, aber sie hatten sich geirrt, und ...«

Und ein Großprinz wurde einen halben Tag lang in seinem eigenen Blut liegen gelassen, dachte Dalinar. Im Blut meiner Väter.

»Wir konnten ihn nicht finden«, sagte der Offizier, »weil Eure Männer ihn ermordet und dann den Leichnam weggeschafft haben ...«

»Das Blut hat sich stundenlang hier gesammelt. Niemand hat den Leichnam bewegt.« Dalinar streckte den Arm aus. »Bringt den Großprinzen in den Seitenraum dort hinten und lasst Ialai holen, falls ihr das noch nicht getan habt. Ich möchte mir das genauer ansehen.«



Dalinar Kholin war ein Kenner des Todes.

Seit seiner Jugend war er an den Anblick toter Menschen gewöhnt. Wenn man lange genug auf dem Schlachtfeld blieb, wurde man mit seinem Meister vertraut.

Daher schockierte ihn Sadeas' blutiges, zerstörtes Gesicht nicht: nicht das geplatzte Auge, durch das ihm eine Klinge ins Hirn gerammt worden war, und auch nicht das Blut und die anderen Flüssigkeiten, die aus der Wunde getreten und inzwischen getrocknet waren.

Ein Messerstich ins Auge war die Art von Wunde, die sogar einen Mann in einer Rüstung und mit einem Helm auf dem

Kopf töten konnte. Es war ein Manöver, das stetig geübt und auf dem Schlachtfeld angewendet wurde. Aber Sadeas hatte keine Rüstung getragen und sich nicht auf einem Schlachtfeld befunden.

Dalinar beugte sich herunter und betrachtete den Leichnam, der auf einem Tisch lag, im Licht der flackernden Öllampen.

»Ein Attentäter«, sagte Navani, schnalzte mit der Zunge und schüttelte den Kopf. »Das ist nicht gut.«

Hinter ihm hatten sich Adolin und Renarin mit Schallan und einigen Brückenmännern versammelt. Gegenüber von Dalinar stand Kalami. Die dünne Frau mit den orangefarbenen Augen war eine seiner älteren Schreiberinnen. Ihren Gemahl Teleb hatten sie in der Schlacht gegen die Bringer der Leere verloren. Zwar gefiel es ihm nicht, sie in ihrer Trauerzeit einzusetzen, aber sie hatte selbst darauf beharrt weiterzuarbeiten.

Bei den Stürmen, ihm waren so wenige hochrangige Offiziere geblieben. Cael war bei dem Zusammenprall des Ewigsturms und des Großsturms gestorben, kurz bevor er Schutz finden können. Iltar und Perethom hatte Dalinar durch Sadeas' Verrat am Turm verloren. Der einzige Großherr, der ihm geblieben war, war Khal, der sich noch von einer Verletzung erholte, die er während des Kampfes gegen die Bringer der Leere empfangen hatte – eine Verletzung, die er erst dann offenbart hatte, als alle anderen in Sicherheit gewesen waren.

Sogar Elhokar, der König, war von Attentätern in seinem Palast angegriffen und verwundet worden, während die Armeen in Narak gekämpft hatten. Seitdem versuchte er sich zu erholen. Dalinar war sich nicht sicher, ob er herkommen und Sadeas' Leiche in Augenschein nehmen würde oder nicht.

Wie dem auch sei, Dalinars Mangel an Offizieren erklärte die anderen Anwesenden im Zimmer: Großprinz Sebarial sowie

seine Geliebte Palona. Es musste dahingestellt bleiben, ob Sebarial liebenswürdig war oder nicht; zumindest war er einer der zwei noch lebenden Großprinzen, die Dalinars Ruf zum Marsch auf Narak gefolgt waren. Dalinar musste sich auf jemanden verlassen können, und den meisten Großprinzen traute er nicht weiter, als der Wind sie blasen konnte.

Sebarial würde zusammen mit Aladar – der zwar schon gerufen worden, aber noch nicht hier eingetroffen war – das Fundament des neuen Alethkar bilden müssen. Der Allmächtige mochte ihnen allen helfen.

»Also!«, sagte Palona und stemmte die Hände in die Hüften, während sie Sadeas' Leichnam betrachtete. »Damit ist wohl ein Problem gelöst.«

Alle im Raum wandten sich ihr zu.

»Was ist los?«, fragte sie. »Sagt mir nicht, dass ihr nicht dasselbe gedacht habt.«

»Es sieht schlecht aus, Hellherr«, sagte Kalami. »Jeder wird sich wie diese Soldaten draußen verhalten und annehmen, dass Ihr ihn habt umbringen lassen.«

»Irgendwelche Hinweise auf den Verbleib seiner Splitterklinge?«, fragte Dalinar.

»Nein, Herr«, antwortete einer der Brückenmänner. »Vermutlich hat derjenige, der ihn umgebracht hat, sie an sich genommen.«

Navani rieb Dalinars Schulter. »Ich hätte es vielleicht nicht so ausgedrückt wie Palona, aber er hat wirklich versucht, dich aus dem Weg zu räumen. Vielleicht ist es das Beste so.«

»Nein«, sagte Dalinar mit heiserer Stimme. »Wir hätten ihn gebraucht.«

»Ich weiß, dass du verzweifelt bist, Dalinar«, sagte Sebarial. »Das beweist bereits meine Anwesenheit hier. Aber sicherlich sind wir nicht schon so tief gesunken, dass wir Sadeas unbedingt gebraucht hätten. Ich stimme Palona zu. Auf Nimmerwiedersehen!«

Dalinar hob den Blick und sah die Personen im Zimmer an. Sebarial und Palona. Teft und Sigzil, die Leutnants von Brücke Vier. Eine Handvoll weiterer Soldaten, einschließlich der jungen Späherin, die ihn hierher geführt hatte. Seine Söhne, der beständige Adolin und der unzugängliche Renarin. Navani, deren Hand noch auf seiner Schulter lag. Und die alternde Kalami, die die Hände vor sich verschränkt hatte, seinen Blick erwiderte und nickte.

»Ihr alle seid dieser Meinung, nicht wahr?«, fragte Dalinar.

Niemand wandte etwas dagegen ein. Ja, für Dalinars Ruf war dieser Mord schädlich, und die in diesem Zimmer Anwesenden wären sicherlich nicht so weit gegangen, Sadeas eigenhändig zu töten. Aber nun, da er nicht mehr da war ... warum sollte jemand Tränen für ihn vergießen?

Erinnerungen wogten durch Dalinars Gedanken. Erinnerungen an die Tage, die er mit Sadeas verbracht und an denen er Gavilars großartigen Plänen gelauscht hatte. Erinnerungen an die Nacht vor Dalinars Hochzeit, als er mit Sadeas bei einem wilden Fest, das dieser für ihn organisiert hatte, zu viel Wein getrunken hatte.

Es war schwer, jenen jüngeren Mann, jenen *Freund*, mit dem dickeren, älteren Gesicht auf der Tischplatte vor ihm in Einklang zu bringen. Der erwachsene Sadeas war ein Mörder gewesen, dessen Verrat den Tod vieler guter Männer nach sich gezogen hatte. Um dieser Männer willen, die während der Schlacht beim Turm ihrem Schicksal überlassen worden waren, verspürte Dalinar nichts als Befriedigung darüber, Sadeas endlich tot zu sehen.

Und das bereitete ihm Sorgen. Er wusste *genau*, was die anderen fühlten. »Kommt mit.«

Er verließ den Leichnam und schritt aus dem Zimmer. Dabei kam er an Sadeas' Wachen vorbei, die sofort hereineilten. Sie würden sich um die Leiche kümmern. Hoffentlich hatte er die Lage so weit entspannt, dass es nicht mehr zu einem plötz-

lichen Zusammenstoß zwischen seinen und den anderen Soldaten kam. Er musste unbedingt Brücke Vier von hier wegbringen.

Dalinars Gefolge lief mit Öllampen in den Händen hinter ihm durch die Gänge des höhlenartigen Turms. Die Wände waren mit gewundenen Linien bedeckt – mit natürlichen Gesteinsschichten aus unterschiedlichen Erdfarben, ähnlich den Schichten des getrockneten Krem. Er warf es den Soldaten nicht vor, dass sie Sadeas' Spur verloren hatten, denn es war leicht, an diesem Ort mit seinen endlosen, allesamt in die Finsternis führenden Gängen die Orientierung zu verlieren.

Glücklicherweise hatte er eine ungefähre Vorstellung davon, wo sie sich befanden, und er führte seine Gruppe zum äußeren Rand des Turms. Hier trat er durch eine leere Kammer auf einen Balkon – auf einen von vielen, die wie breite Veranden wirkten.

Über ihm stieg die gewaltige Turmstadt Urithiru vor dem Hintergrund des Gebirges verblüffend hoch auf. Sie war aus einer Reihe von zehn kreisförmigen Lagen zusammengesetzt, von denen jede achtzehn Stockwerke hoch war, und geschmückt mit Aquädukten, Fenstern und Balkonen wie diesem hier.

Im Erdgeschoss ragten weite Teile aus dem Kreis hervor: große steinerne Oberflächen, die jeweils so etwas wie ein eigenes Plateau bildeten. Sie wurden durch Steinmauern begrenzt, hinter denen der Fels in die Tiefe der Klüfte zwischen den einzelnen Berggipfeln abfiel. Zuerst waren diese weiten, flachen Steinflächen noch verwirrend gewesen. Doch die Furchen im Stein und die Pflanzkisten am inneren Rand hatten schließlich ihren Zweck enthüllt. Es musste sich um *Felder* handeln. Wie die großen Freiflächen in jedem einzelnen Stockwerk, auf denen Gärten angelegt gewesen waren, hatte man trotz der Kälte auch diesen Raum bepflanzt. Eines der

Felder erstreckte sich zwei Stockwerke unter dem Balkon, auf dem Dalinar nun stand.

Er trat an den Rand des Balkons und legte die Hände auf den glatten Stein der Umfassungsmauer. Die anderen drängten sich hinter ihn. Auf dem Weg war er dem Großprinzen Aladar begegnet, einem vornehmen kahlköpfigen Alethi mit dunkelbrauner Haut, und hatte ihn mitgenommen. Er war in Begleitung seiner Tochter May, einer kleinen, hübschen Frau in den Zwanzigern mit braunen Augen und rundem Gesicht, das von pechschwarzem, kurzem Alethi-Haar eingerahmt wurde. Navani teilte ihnen im Flüsterton die Einzelheiten über Sadeas' Tod mit.

Dalinar streckte die Hand nach draußen in die kalte Luft und deutete weg vom Balkon. »Was seht ihr?«

Die Brückenmänner blickten in die angegebene Richtung. Unter ihnen befand sich auch der Herdazianer, der nun wieder zwei Arme hatte, nachdem ihm der eine durch das Sturmlicht nachgewachsen war. Kaladins Männer zeigten Fähigkeiten als Windläufer, auch wenn sie anscheinend nur »Knappen« waren. Navani sagte, dies sei eine Art von Lehrling bei den Strahlenden, die früher einmal häufig anzutreffen gewesen war: Männer und Frauen, deren Fähigkeiten untrennbar mit ihrem Meister, einem vollwertigen Strahlenden verbunden waren.

Die Männer von Brücke Vier hatten sich nicht mit ihrem eigenen Sprengsel verbunden, und obwohl sie inzwischen gewisse Kräfte zeigten, hatten sie doch ihre Fähigkeiten verloren, als Kaladin nach Alethkar geflogen war, um dort seine Familie vor dem Ewigsturm zu warnen.

»Was ich sehe?«, meinte der Herdazianer. »Ich sehe Wolken.«

»Eine Menge Wolken«, fügte ein anderer Brückenmann hinzu.

»Und ein paar Berge«, sagte ein weiterer. »Sie sehen aus wie Zähne.«

»Nee, wie Hörner«, wandte der Herdazianer ein.

»Wir befinden uns über den Stürmen«, unterbrach Dalinar sie. »Es ist einfach, den Sturm zu vergessen, dem sich der Rest der Welt gegenüber sieht. Der Ewigsturm wird zurückkehren und mit ihm die Bringer der Leere. Wir müssen davon ausgehen, dass diese Stadt – und unsere Armee – bald die einzige Bastion der Ordnung sein wird, die es auf der Welt noch gibt. Es ist unsere Berufung, unsere *Pflicht*, die Führung zu übernehmen.«

»Ordnung?«, fragte Aladar. »Dalinar, hast du unsere Armeen *gesehen*? Sie haben erst vor sechs Tagen eine unvorstellbare Schlacht geschlagen, und obwohl wir gerettet wurden, haben wir im Grunde doch *verloren*. Roions Sohn ist traurigerweise unvorbereitet darauf, mit den Überresten seines Prinzentums fertigzuwerden. Einige der stärksten Streitkräfte – die von Thanadal und Vamah – sind in den Kriegslagern geblieben!«

»Und diejenigen, die mitgekommen sind, zanken sich bereits«, fügte Palona hinzu. »Der Tod des alten Torol da draußen gibt ihnen bloß noch mehr Grund, miteinander zu streiten.«

Dalinar drehte sich um und ergriff die Kante der Steinmauer mit beiden Händen. Seine Finger waren kalt. Ein eisiger Wind blies ihm ins Gesicht, und einige Windsprengsel trieben vorbei wie kleine, durchscheinende Menschen, die auf der Brise ritten.

»Hellheit Kalami«, sagte Dalinar, »was wisst Ihr über die Wüstwerdungen?«

»Hellherr?«, fragte sie zögernd.

»Die Wüstwerdungen. Ihr habt doch wissenschaftliche Nachforschungen über die Vorin-Theorie betrieben, nicht wahr? Was könnt Ihr uns über die Wüstwerdungen berichten?«

Kalami räusperte sich. »Das waren vollkommene Vernichtungen, Hellherr. Jede einzelne war so verheerend, dass sie die Menschheit gebrochen zurückließ. Die Bevölkerung hatte

sich verringert, die Gesellschaft war zerstört, die Wissenschaft am Ende. Die Menschheit war nach jeder Wüstwerdung gezwungen, viele Generationen lang den Wiederaufbau zu betreiben. Die Lieder berichten davon, wie die Verluste immer umfangreicher wurden, wodurch wir mit jedem Mal tiefer herabsanken. Es ging so weit, dass die Herolde einem Volk Schwerter und Fabriale hinterließen und bei ihrer Rückkehr feststellen mussten, dass es nur noch Stecken und Steinäxte besaß.«

»Und die Bringer der Leere?«, fragte Dalinar.

»Sie kamen, um zu vernichten«, erklärte Kalami. »Ihr Ziel war es, die Menschheit vollständig vom Antlitz Roschars zu tilgen. Sie waren gestaltlose Gespenster. Einige behaupten, es seien die Geister der Toten gewesen, andere waren der Ansicht, dass es sich um Sprengsel der Verdammnis handelte.«

»Wir müssen dafür sorgen, dass so etwas nicht wieder geschieht«, sagte Dalinar leise und drehte sich zu der Gruppe um. »Wir sollten diejenigen sein, auf die sich diese Welt verlassen kann. Wir haben für Stabilität zu sorgen und müssen zum Sammelplatz werden. Deswegen kann ich mich nicht über Sadeas' Tod freuen. Sadeas war ein Stachel in meinem Fleisch, aber er war ein fähiger General und ein brillanter Kopf. Wir haben ihn gebraucht. Angesichts dessen, was noch kommen soll, werden wir jeden Einzelnen benötigen, der kämpfen kann.«

»Dalinar«, sagte Aladar, »früher bin ich kleinlich und streitlustern gewesen. Ich war wie die anderen Großprinzen. Aber was ich auf jenem Schlachtfeld gesehen habe ... diese roten Augen ... ich bin bei dir. Ich werde dir bis ans Ende der Stürme folgen. Was soll ich tun?«

»Uns läuft die Zeit davon, Aladar. Ich ernenne dich zu unserem neuen Großfürsten für Information; hiermit erhältst du die Aufsicht über Recht und Gesetz in dieser Stadt. Stell Ordnung in Urithiru her und sorg dafür, dass den Großprinzen

deutlich voneinander abgegrenzte Kontrollbereiche zugewiesen werden. Bilde eine Polizeitruppe, die durch diese Gänge und Korridore patrouillieren soll. Halte den Frieden aufrecht und verhindere Zusammenstöße zwischen den Soldaten – solchen wie jenen, den wir vorhin unterdrückt haben. Sebarial, ich ernenne dich zum Großprinzen für Handel und Wirtschaft. Verschaffe dir einen Überblick über unsere Vorräte und richte Marktplätze in Urithiru ein. Ich möchte, dass dieser Turm zu einer funktionierenden Stadt wird; er soll nicht nur ein vorübergehender Rastplatz sein. Adolin, du sorgst dafür, dass die Armee regelmäßig Übungskämpfe durchführt. Zähl die Truppen, die uns von allen Großprinzen zur Verfügung stehen, und mache ihnen deutlich, dass ihre Speere für die Verteidigung von Roschar gebraucht werden. Solange sie hier sind, stehen sie unter meinem Oberbefehl – als dem des Großprinzen des Krieges. Wir werden ihre Meinungsverschiedenheiten unter einem ganzen Berg von täglichem Drill begraben. Wir kontrollieren zum einen die Seelengießer, und wir kontrollieren auch die Nahrungsmittel. Wenn sie ihre Rationen haben wollen, müssen sie uns gehorchen.«

»Und wir?«, fragte der schmutzige Leutnant von Brücke Vier.

»Durchsucht und erforscht Urithiru – zusammen mit meinen Späherinnen und Schreiberinnen«, sagte Dalinar. »Und benachrichtigt mich, sobald euer Hauptmann zurückgekehrt ist. Hoffentlich bringt er uns gute Nachrichten aus Alethkar.«

Er holte tief Luft.

Eine Stimme hallte wie aus großer Ferne in seinem Kopf.
Vereinige sie.

Sei auf das Eintreffen des feindlichen Meisters vorbereitet.

»Unser allerletztes Ziel ist die Bewahrung von ganz Roschar«, sagte Dalinar sanft. »Wir haben gesehen, was uns die Zwietracht in den eigenen Reihen kostet. Wegen ihr konnten wir den Ewigsturm nicht aufhalten. Aber das war nur der Probe-

lauf, das Aufwärmen vor dem richtigen Kampf. Angesichts der drohenden Wüstwerdung muss ich einen Weg finden, das zu erreichen, was mein Vorfahr, der Sonnenmacher, durch die Anwendung von Gewalt nicht geschafft hat. Ich *werde* Roschar vereinigen.«

Leise keuchte Kalami auf. Nie zuvor war es jemandem gelungen, den ganzen Kontinent zu vereinigen – nicht während der Schin-Invasionen, nicht auf dem Höhepunkt der Hierokratie, und auch nicht während des Eroberungszuges, den der Sonnenmacher unternommen hatte. Er war sich immer sicherer, dass dies seine Aufgabe war. Der Feind würde seine furchtbarsten Schrecken ins Feld führen: die Ungemachten und die Bringer der Leere. Und jenen Phantommeister in der dunklen Rüstung.

Mit einem vereinigten Roschar würde Dalinar ihnen Widerstand leisten können. Es war eine Schande, dass er keine Möglichkeit gefunden hatte, Sadeas zu überreden, sich der gemeinsamen Sache anzuschließen.

Ah, Torol, dachte er. *Was hätten wir gemeinsam erreichen können, wenn wir nicht so uneinig gewesen wären ...*

»Vater?« Eine leise Stimme erregte seine Aufmerksamkeit. Sie kam von Renarin, der neben Schallan und Adolin stand. »Uns hast du bisher nicht erwähnt. Mich und Hellherrin Schallan. Was ist unsere Aufgabe?«

»Bereitet euch darauf vor«, sagte Dalinar. »Andere Strahlende werden zu uns stoßen, und ihr beiden werdet sie anführen müssen. Die Ritter waren einst unsere stärkste Waffe gegen die Bringer der Leere. Sie werden es erneut sein müssen.«

»Vater, ich ...« Renarin stolperte über seine eigenen Worte. »Es ist nur so, dass ... ich? Ich kann nicht. Ich weiß nicht, wie ... und schon gar nicht ...«

»Mein Sohn«, sagte Dalinar, trat vor ihn hin und ergriff Renarin bei der Schulter. »Ich vertraue dir. Der Allmächtige und

die Sprengsel haben dir die Macht gegeben, dieses Volk zu verteidigen und zu schützen. Verwende diese Macht. *Beherrsche* sie und berichte mir dann, wozu du in der Lage bist. Ich glaube, wir alle sind neugierig darauf.«

Renarin stieß langsam die Luft aus und nickte.

Er hatte nicht erwartet, dass der Feind die Ebene in Brand setzen und vor Verzweiflung die eigene Ernte vernichten würde, um das Anrücken von Süden her unmöglich zu machen. Die Feuer konnten zur Verdammnis gehen! Zwar waren manche Männer von Rauch und Hitze überwältigt worden, doch die meisten waren bei ihm geblieben. Sie würden den Feind angreifen und ihn in Richtung der Hauptarmee drängen.

Hammer und Amboss. Das war seine bevorzugte Taktik, denn sie erlaubte es dem Feind nicht, von ihm wegzukommen.

Als Dalinar aus der rauchgeschwängerten Luft hervorkam, sah er, wie einige Reihen von Speerwerfern hastig eine Formation am Südrand des Ortes bildeten. Vorahnungssprengsel sammelten sich um sie wie rote, aus dem Boden hervorwachsende Wimpel, die im Wind flatterten. Die niedrige Mauer, die den Ort umgeben hatte, war schon vor einigen Jahren in einem Kampf niedergerissen worden, sodass die Soldaten nur Schuttberge als Schutz hatten. Allerdings bildete ein hoher Felskamm im Osten einen natürlichen Windbrecher gegen die Stürme, weswegen sich der Ort beinahe zur Größe einer richtigen Stadt ausgedehnt hatte.

Dalinar brüllte die feindlichen Soldaten an und schlug mit dem Schwert – einem gewöhnlichen Langschwert – gegen seinen Schild. Er trug einen kräftigen Brustpanzer, einen Helm mit offenem Visier und eisenverstärkte Stiefel. Die Speermänner vor ihm gerieten ins Schwanken, als Dalinars Elitesoldaten inmitten des Rauchs und der Flammen eine Kakophonie aus blutrünstigen Schreien ausstießen.

Einige Speermänner ließen ihre Waffen fallen und rannten davon. Dalinar grinste. Er brauchte keine Splitter, wenn er andere einschüchtern wollte.

Wie ein Felsblock traf er auf die verbliebenen Speermänner, ein Felsblock, der durch eine Gruppe von Baumschösslingen rollt, und sein Schwert schleuderte Blut in die Luft. Bei einem guten Kampf ging es um Stoßkraft, um *Schwung*. Nicht

aufhören. Nicht nachdenken. Voranstürmen und den Feind davon überzeugen, dass er schon so gut wie tot ist. Dann kämpft er weniger heftig als man selbst, und er unterliegt.

Wie rasend stießen die feindlichen Soldaten mit ihren Speeren zu. Es war weniger der Versuch, die heranstürmenden Wahnsinnigen zu töten, als vielmehr sie wegzudrücken. Die Formation brach in sich zusammen, als zu viele ihre Aufmerksamkeit Dalinar zuwandten.

Er lachte, stieß zwei Speere mit seinem Schild beiseite und weidete einen Mann aus, indem er ihm das Schwert tief in den Bauch rammte. In Schmerzen ließ der Mann seinen Speer fallen, und seine Gefährten wichen bei diesem grässlichen Anblick zurück. Dalinar stürmte brüllend auf sie zu und tötete sie mit einer Klinge, von der noch das Blut ihres Freundes tropfte.

Dalinars Männer trafen auf die zerbrochene Formation, und nun begann das wahre Schlachten. Er drängte weiter vor, behielt seinen Schwung bei und pflügte durch die Reihen, bis er deren Ende erreicht hatte. Er atmete tief durch und wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. Ein junger Speerkämpfer weinte auf dem Boden in seiner Nähe; er schrie nach seiner Mutter, während er über den Stein kroch und dabei eine Blutspur hinterließ. Überall waren Angstsprensel zu sehen, vermischt mit orangefarbenen, sehnigen Schmerzsprenseln. Dalinar schüttelte den Kopf und rammte im Vorübergehen sein Schwert in den Rücken des Jungen.

Männer schrien oft nach ihren Eltern, wenn sie starben. Dabei spielte es keine Rolle, wie alt sie waren. Er hatte Graubärte dabei beobachtet; sie hatten diesem Jungen hier gegli-chen. *Er ist nicht viel jünger als ich*, dachte Dalinar. Vielleicht siebzehn Jahre. Aber Dalinar hatte sich nie jung gefühlt, egal wie alt er gewesen war.

Seine Männer schnitten die feindliche Linie entzwei. Dalinar tanzte und schwenkte seine blutige Klinge, fühlte sich

dabei wach und erregt, aber noch immer nicht *lebendig*. Wo war es?

Los, weiter ...

Eine größere Gruppe feindlicher Soldaten, angeführt von einigen Offizieren in Weiß und Rot, lief ihm über eine gepflasterte Straße entgegen. Aufgrund der Art und Weise, wie sie plötzlich auf ihn zustürmten, vermutete er, dass sie entsetzt darüber waren, ihre Speermänner so schnell sterben zu sehen.

Dalinar griff sie an. Seine Männer beobachteten ihn beständig, und so war er rasch von fünfzig seiner Besten umgeben – der Rest erledigte die unglücklichen Speerkämpfer. Fünfzig würden ausreichen. Die Enge im Ort bedeutete, dass Dalinar nicht mehr Männer brauchte.

Er richtete seine Aufmerksamkeit auf den einzigen Mann, der beritten war. Dieser Knabe trug eine Rüstung, die wie ein Splitterpanzer aussehen sollte, aber sie bestand lediglich aus gewöhnlichem Stahl. Es mangelte ihr an der Schönheit und der Macht eines wahren Splitterpanzers. Doch dieser Mann wirkte so, als sei er die wichtigste Person hier. Hoffentlich bedeutete das, dass er auch der beste Kämpfer war.

Die Ehrengarde des Mannes stürmte vor, und Dalinar spürte, wie sich etwas in ihm regte. Es war wie ein Durst, wie ein körperliches Verlangen.

Eine Herausforderung. Und er brauchte eine *Herausforderung!*

Er warf sich dem ersten Mitglied der Ehrengarde entgegen und griff mit rasender Brutalität an. Der Kampf auf dem Schlachtfeld war etwas anderes als ein Duell in einer Arena. Dalinar tanzte nicht um den Mann herum und versuchte auch nicht, seine Fähigkeiten auszuloten. Hier draußen führte so etwas nur dazu, dass man von jemand anderem einen Stich in den Rücken erhielt. Dalinar hieb mit seinem Schwert auf den Gegner ein, der seinen Schild hob und den Stoß abzufangen

versuchte. Dalinar schlug mehrmals rasch und heftig zu wie ein Trommler, der einen wilden Rhythmus schlägt. *Bamm, bamm, bamm, bamm!*

Der feindliche Soldat hob seinen Schild über den Kopf und vermochte Dalinar nichts entgegenzusetzen. Dalinar riss seinen eigenen Schild hoch, stieß ihn gegen den Mann und zwang ihn zurück, bis er stolperte und seine Deckung verlor.

Dieser Mann hatte keine Gelegenheit mehr, nach seiner Mutter zu rufen.

Der Leichnam sackte vor Dalinar zu Boden. Er überließ es seinen Männern, sich um die anderen zu kümmern, denn jetzt war der Weg zu dem Hellherrs frei. Wer mochte er sein? Der Großprinz kämpfte höher im Norden. War das hier irgendein wichtiges Hellauge? Oder ... hatte Dalinar nicht während eines der endlosen Planungstreffen von Gavilar etwas von einem Sohn gehört?

Nun, dieser Mann sah auf seiner weißen Stute wirklich prächtig aus, während er die Schlacht durch das Visier seines Helms beobachtete und sein Umhang hinter ihm herflatterte. Der Feind hob sein Schwert bis an den Helm und zeigte Dalinar auf diese Weise, dass er die Herausforderung annahm.

Dummkopf.

Dalinar hob seinen Schildarm und streckte ihn aus; er setzte darauf, dass mindestens einer seiner Männer in seiner Nähe geblieben war. Tatsächlich trat nun Jenin neben ihn, nahm seine Armbrust vom Rücken und schoss einen Bolzen in die Brust des Pferdes, während der Hellherr vor Überraschung aufschrie.

»Ich hasse es, auf Pferde zu schießen«, brummte Jenin, als sich das Tier in Schmerzen aufbäumte. »Es ist, als würde man tausend Brome in den sturmverdamnten Ozean werfen, Hellherr.«

»Ich kaufe dir zwei Rösser, wenn wir das hier hinter uns haben«, sagte Dalinar, als der Hellherr von seinem Pferd fiel.

Dalinar umrundete die ausschlagenden Hufe und achtete nicht auf das schmerzvolle Wiehern, während er nach dem Gestürzten suchte. Ihn freute es, als er sah, wie sich der Feind wieder auf die Beine mühte.

Wie Rasende stürmten sie aufeinander zu. Im Leben ging es stets um die Beibehaltung des *Schwungs*. Such dir eine Richtung aus und lass nicht zu, dass jemand oder etwas – Mann oder Sturm – dich von ihr abbringt. Dalinar prallte gegen den Hellherrn und drängte ihn nach hinten, wild und beharrlich.

Es fühlte sich, als würde er diesen Kampf gewinnen, ihn kontrollieren, bis er seinen Schild gegen den Feind schwang und im Augenblick der höchsten Anspannung spürte, dass etwas *zerfetzte*. Einer der Riemen, die den Schild an seinen Arm banden, war abgerissen.

Der Feind reagierte sofort. Er packte den Schild, drehte ihn an Dalinars Arm, und auch der zweite Riemen riss. Der Schild fiel zu Boden.

Dalinar geriet ins Taumeln. Er machte wilde Schwünge mit seinem Schwert und versuchte einen Stoß zu parieren, der aber nicht kam. Stattdessen sprang der Hellherr auf ihn zu und rammte Dalinar mit seinem Schild.

Dalinar duckte sich unter dem darauf folgenden Schlag hinweg, aber die Rückhand traf ihn an der Schläfe, und er stolperte. Sein Helm verdrehte sich; das Metall biss ihm in die Kopfhaut, und Blut trat aus. Er sah alles doppelt; sein Blickfeld verschwamm.

Jetzt wird er mich töten.

Dalinar brüllte auf und riss mit einer ruckartigen, wilden Bewegung sein Schwert hoch, bis es gegen die Waffe des Hellherrn prallte und sie ihm aus den Händen schlug.

Der Mann versetzte Dalinar mit seiner gepanzerten Hand einen Schlag ins Gesicht. Dalinars Nasenbein brach.

Er fiel auf die Knie; das Schwert rutschte ihm aus den Fingern. Sein Feind atmete hastig ein und aus und fluchte dabei.

Der rasende Kampf hatte ihn kurzatmig werden lassen. Er griff nach einem Messer an seinem Gürtel.

Ein Gefühl regte sich in Dalinar.

Es war ein Feuer, das die abgrundtiefe Leere in ihm anfüllte. Es durchfuhr ihn, weckte ihn ganz auf, brachte ihm Klarheit. Der Lärm des Kampfes zwischen seinen Männern und der Ehrengarde des Hellherrn verblasste. Das Hämmern von Metall gegen Metall wurde zu einem leisen Klirren, das Schreien und Grunzen sank zu fernem Summen herab.

Dalinar lächelte, und dann wurde dieses Lächeln zu einem zähnestarrenden Grinsen. Er konnte wieder klar sehen und beobachtete, wie der Hellherr mit dem Messer in der Hand den Blick hob, zusammenzuckte und zurückwich. Er schien entsetzt zu sein.

Dalinar brüllte, spuckte Blut und warf sich gegen den Feind. Der Schwung, der auf ihn zukam, erschien ihm kläglich, und er duckte sich darunter hinweg; dabei rammte er die Schulter gegen den Unterkörper seines Gegners. Etwas trommelte in Dalinar, es war der Puls der Schlacht, der Rhythmus des Tötens und Sterbens.

Die Mitreißung.

Er warf seinen Gegner aus dem Gleichgewicht und suchte nach seinem Schwert. Dym rief Dalinars Namen und schleuderte ihm eine Streitaxt zu, die an der einen Seite einen Haken und an der anderen eine breite, dünne Klinge hatte. Dalinar fing sie aus der Luft auf, wirbelte herum, schlang den Haken um den Fußknöchel des Hellherrn und zog.

Der Hellherr ging unter Stahlgeklapper zu Boden. Doch bevor sich Dalinar diese Wendung zunutze machen konnte, gelang es zwei Männern der Ehrengarde, sich von Dalinars Soldaten loszumachen und ihrem Hellherrn zu Hilfe zu eilen.

Dalinar schwang die Axt und vergrub die Klinge in der Seite des einen Gardisten. Er riss sie wieder heraus, wirbelte abermals herum, hieb mit der Waffe auf den Helm des lang-

sam wieder aufstehenden Hellherrn ein, schickte ihn erneut auf die Knie, dann aber wirbelte er herum und fing den Schlag des verbliebenen Gardisten mit dem Griff der Streitaxt ab.

Dalinar richtete sich auf, packte die Axt mit beiden Händen und schob das Schwert des Gardisten hoch über dessen Kopf. Dann machte Dalinar einen Schritt nach vorn, bis sich sein Gesicht kurz vor dem des anderen Mannes befand. Er spürte dessen Atem.

Er spuckte Blut, das ihm aus der Nase rann, in die Augen des Gardisten und trat ihm in den Bauch. Dann drehte er sich wieder dem Hellherrn zu, der zu fliehen versuchte. Dalinar knurrte, war ganz und gar mitgerissen. Er schwang die Streitaxt mit der einen Hand, schlug den Haken in die Flanke des Hellherrn, riss an der Waffe und brachte den Mann abermals zu Fall.

Der Hellherr rollte über den Boden. Als er auf dem Rücken lag, sah er gerade noch, wie Dalinar die Streitaxt mit beiden Händen packte und den Stachel durch den Brustpanzer bis ins Fleisch rammt. Ein befriedigendes Knirschen war zu hören, und Dalinar zog die blutbeschmierte Waffe heraus.

Als wäre dieser Stoß ein Signal gewesen, brach die Formation der Ehrengarde endgültig vor den Elitesoldaten zusammen. Dalinar grinste, als er sie weglaufen sah, und Ruhmsprengsel erschienen als schimmernde goldene Kugeln um ihn herum. Seine Männer spannten ihre Kurzbögen und schossen einem guten Dutzend der Fliehenden in den Rücken. Bei der Verdammnis, es fühlte sich gut an, eine Streitmacht besiegt zu haben, die größer als die eigene war.

Nicht weit von ihm entfernt ächzte der Hellherr leise. »Warum?«, fragte der Mann innerhalb seines Helms. »Warum wir?«

»Keine Ahnung«, sagte Dalinar und warf Dym die Streitaxt zu.

»Ihr ... Ihr *wisst es wirklich nicht?*«, fragte der Sterbende.

»Mein Bruder hat die Wahl getroffen«, sagte Dalinar. »Ich gehe dorthin, wohin er mich schickt.« Er zeigte auf den ster-

benden Mann, und Dym rammte ein Schwert in die ungeschützte Achselhöhle und beendete sein Leben. Der Knabe hatte gut gekämpft; es war nicht nötig, sein Leiden zu verlängern.

Ein weiterer Soldat näherte sich und gab Dalinar sein Schwert zurück. In der Klinge klaffte eine Scharte von der Größe eines Daumens. Anscheinend war es auch ein wenig verbogen. »Ihr sollt es in die weichen Teile stecken, Hellherr«, sagte Dym, »und nicht damit gegen die harten klopfen.«

»Ich werde mir das merken«, sagte Dalinar und warf das Schwert beiseite, nachdem einer seiner Männer unter den Gefallenen einen Ersatz gefunden hatte.

»Geht ... es Euch gut, Hellherr?«, fragte Dym.

»Es ging mir nie besser«, sagte Dalinar mit einer Stimme, die durch seine verstopfte Nase ein wenig verzerrt klang. Sie schmerzte wie die Verdammnis selbst, und er zog eine kleine Schar von Schmerzsprengseln an, die wie sehnige Händchen aus dem Boden wuchsen.

Seine Männer formierten sich um ihn herum, und Dalinar führte sie die Straße hinunter. Bald erkannte er die Hauptgruppe des Feindes, die weit vor ihnen noch immer kämpfte, bedrängt von seiner eigenen Armee. Er hielt seine Männer an und überdachte seine Möglichkeiten.

Thakka, der Hauptmann der Elitetruppe, drehte sich zu ihm um. »Befehle, Herr?«

»Dringt in diese Häuser ein«, sagte er und deutete auf eine Reihe von Gebäuden. »Wir wollen einmal sehen, wie gut sie noch kämpfen, wenn sie uns dabei beobachten müssen, wie wir über ihre Familien herfallen.«

»Die Männer werden plündern wollen«, sagte Thakka.

»Was gibt es in solchen Hütten schon zu plündern? Feuchte Schweinhäute und alte Schalen aus Steinknospen?« Er setzte seinen Helm ab und wischte sich das Blut aus dem Gesicht. »Später werden sie die Gelegenheit zum Plündern haben. Jetzt

brauche ich erst einmal Geiseln. Irgendwo in diesem sturmverdamnten Ort werden sich Zivilisten aufhalten. Findet sie.«

Thakka nickte und brüllte die entsprechenden Befehle. Dalinar griff nach Wasser. Er musste sich mit Sadeas zusammenschließen und ...

Etwas rammte gegen Dalinars Schulter. Er erhaschte nur einen kurzen Blick darauf; es war ein schwarzer, verschwommener Fleck, der ihn mit der Gewalt eines Pferdehufes traf. Er wurde umgestoßen, und Schmerzen flammten in seiner Seite auf.

Er blinzelte, als er erkannte, dass er am Boden lag. Ein sturmverdamnter *Pfeil* mit einem langen, dicken Schaft spross aus seiner rechten Schulter. Er hatte das Kettenhemd durchschlagen und war dort eingedrungen, wo Dalinars Brustpanzer und die Armschiene zusammenstießen.

»Hellherr!«, rief Thakka, kniete nieder und schirmte Dalinar mit seinem Körper ab. »Bei Kelek! Hellherr, seid Ihr ...«

»Wer in aller Verdammnis hat ihn abgeschossen?«, wollte Dalinar wissen.

»Da oben«, sagte einer seiner Männer und zeigte auf den Felskamm oberhalb des Ortes.

»Aber das sind über *dreihundert Ellen*«, sagte Dalinar, schob Thakka beiseite und richtete sich auf. »Das kann nicht ...«

Er sah, wie der nächste Pfeil kam, und brachte es noch fertig, ihm aus dem Weg zu springen. Der Pfeil schlug kaum einen Fuß von ihm entfernt gegen den Felsboden. Dalinar starrte ihn an, dann schrie er: »Pferde! Wo sind die sturmverdamnten Pferde?«

Eine kleine Gruppe von Soldaten lief herbei und brachte alle elf Pferde mit, die sie vorsichtig über das Feld geführt hatten. Dalinar musste noch einem *weiteren* Pfeil ausweichen, während er die Zügel von Mittnacht, seinem schwarzen Wallach, ergriff und sich in den Sattel wuchtete. Der Pfeil in seiner Schulter schmerzte zwar schrecklich, aber etwas

noch Drängenderes trieb ihn an – und half ihm, sich zu konzentrieren.

Er galoppierte den Weg zurück, auf dem sie hergekommen waren, und entfernte sich damit aus der Sichtweite des Bogenschützen. Zehn seiner besten Männer ritten hinter ihm her. Es musste einen Weg hinauf zu dieser Anhöhe geben ... Dort! Es war ein felsiger Serpentinpfad, der so sanft anstieg, dass Mittnacht ihn ohne Schwierigkeiten betreten konnte.

Dalinar befürchtete, seine Beute könnte bereits entkommen sein, wenn er endlich den Grat erreicht hatte. Doch als er oben ankam, bohrte sich ein Pfeil in seine *linke* Brusthälfte, durchschlug den Panzer in der Nähe der Schulter und hätte ihn beinahe aus dem Sattel geworfen.

Verdammnis! Irgendwie gelang es Dalinar, sich festzuhalten. Er packte die Zügel mit der einen Hand, beugte sich vor und blickte nach vorn, als der Schütze – noch immer eine ferne Gestalt – auf einem Felshöcker stand und einen weiteren Pfeil einlegte. Und noch einen. Sturmverdammst, war dieser Knabe schnell!

Er riss Mittnacht zuerst zur einen und dann zur anderen Seite und spürte, wie das pulsierende Gefühl der Mitreißung in ihm aufstieg. Es vertrieb den Schmerz – und konnte sich wieder konzentrieren.

Der Schütze vor ihm schien nun doch endlich in Furcht zu geraten, denn er sprang von dem Felsen herunter und floh.

Einen Augenblick später trieb Dalinar Mittnacht über den steinernen Höcker. Der Bogenschütze stellte sich als Mann in den Zwanzigern heraus, der abgerissene Kleidung trug. Er hatte starke Arme und Schultern, die so aussahen, als könnte er ein Chull heben. Dalinar hatte die Möglichkeit, ihn unter Mittnachts Hufen zu zertrampeln, aber er lenkte das Pferd an ihm vorbei und versetzte ihm einen Schlag gegen den Rücken, sodass er schlitternd zu Boden fiel.

Als Dalinar sein Pferd zügelte, trieb diese Bewegung einen Schmerzstachel durch seinen Arm. Er bezwang sich, während ihm Tränen in die Augen traten, und wandte sich dem Bogenschützen zu, der inmitten eines Haufens aus verstreuten schwarzen Pfeilen lag.

Dalinar glitt aus dem Sattel; ein Pfeil spross aus jeder Schulter. Nun hatten ihn seine Männer erreicht. Er packte den Schützen und riss ihn auf die Beine, dabei bemerkte er eine blaue Tätowierung an der Wange. Der Bogenschütze keuchte und starrte Dalinar an. Vermutlich bot er einen beeindruckenden Anblick, denn er war vom Ruß der Feuer überzogen, sein Gesicht stellte eine Maske aus Blut dar, das aus der Nase und der Wunde in der Kopfhaut geflossen war, und nicht nur ein Pfeil, sondern gleich *zwei* stachen aus ihm hervor.

»Du hattest gewartet, bis ich meinen Helm abgesetzt habe«, sagte Dalinar. »Du bist ein Attentäter. Du bist *absichtlich* hier platziert worden, damit du mich tötetest.«

Der Mann zuckte zusammen, dann nickte er.

»Bemerkenswert!«, sagte Dalinar und ließ ihn los. »Diesen Schuss möchte ich noch einmal sehen. Wie weit ist es, Thakka? Über dreihundert Fuß? Habe ich recht?«

»Fast vierhundert«, sagte Thakka und lenkte sein Pferd an Dalinar heran. »Aber mit dem Vorteil der Höhe.«

»Trotzdem«, sagte Dalinar und trat an den Rand des Felsgrates. Dann blickte er auf den verwirrten Schützen zurück. »Also? Nimm deinen Bogen!«

»Meinen ... Bogen?«, fragte der Schütze.

»Bist du taub, Mann?«, fuhr Dalinar ihn an. »Geh und hol ihn!«

Der Schütze betrachtete die zehn Soldaten auf ihren Pferden. Sie wirkten grimmig und gefährlich, und er war klug genug, dem Befehl zu gehorchen. Zuerst hob er einen Pfeil und dann seinen Bogen auf, der aus einem glatten, schwarzen Holz bestand, das Dalinar nicht kannte.

»Er ist geradewegs durch meine sturmverdamnte Rüstung gegangen«, murmelte Dalinar und betastete den Pfeil, der ihn auf der linken Seite getroffen hatte. Es war nicht ganz so schlimm, denn die Spitze war zwar in den Stahl eingedrungen, hatte damit aber den größten Teil ihrer Schwungkraft verloren. Doch der rechte Pfeil hatte die Kettenglieder durchschlagen, und Blut rann an Dalinars Arm herunter.

Er schüttelte den Kopf, beschattete die Augen mit der linken Hand und überblickte das Schlachtfeld. Rechts von ihm prallten die Armeen aufeinander, und der Hauptteil seiner Elitesoldaten drückte gegen die Flanke. Die Nachhut hatte einige Zivilisten aufgestöbert und trieb sie durch die Straße.

»Wähle dir eine Leiche aus«, sagte Dalinar und deutete auf einen leeren Platz, an dem ein Scharmützel stattgefunden hatte. »Schieß einen Pfeil in sie hinein, wenn du kannst.«

Der Bogenschütze leckte sich die Lippen – er schien noch immer verwirrt. Schließlich nahm er ein Fernglas von seinem Gürtel und betrachtete das Gebiet. »Der Tote in Blau, neben dem umgekippten Karren.«

Dalinar blinzelte, dann nickte er. Neben ihm war Thakka von seinem Pferd geklettert, hatte das Schwert aus der Scheide gezogen und über seine Schulter gelegt. Es war eine nicht sonderlich zarte Warnung. Der Schütze zog seinen Bogen und verschoss einen Pfeil mit schwarzer Fiederung. Er flog in einer geraden Linie und bohrte sich in den ausgewählten Leichnam.

Ein einzelnes Ehrfurchtssprengsel legte sich wie ein Ring aus blauem Rauch um Dalinar. »Sturmwater! Thakka, vor dem heutigen Tag hätte ich das halbe Prinzentum darauf verwettet, dass ein solcher Schuss nicht möglich ist.« Er wandte sich an den Schützen. »Wie heißt du, Attentäter?«

Der Mann hob das Kinn, gab aber keine Antwort.

»Nun, wie dem auch sei, du bist in meiner Elitetruppe willkommen«, sagte Dalinar. »Jemand soll dem Knaben ein Pferd geben.«

»Was?«, fragte der Bogenschütze. »Aber ... ich habe doch versucht, Euch ... *umzubringen!*«

»Ja, aus großer Entfernung. Und das zeugt von einem bemerkenswert guten Urteilsvermögen. Ich kann jemanden mit deinen Fähigkeiten gut gebrauchen.«

»Wir sind Feinde!«

Dalinar deutete mit dem Kopf auf den Ort unter ihnen, an dem sich die belagerte Armee – endlich – ergab. »Jetzt nicht mehr. Es sieht so aus, als wären wir jetzt allesamt Verbündete!«

Der Schütze spuckte zur Seite. »Sklaven unter Eurem Bruder, dem Tyrannen.«

Dalinar befahl einem seiner Männer, dem Schützen in den Sattel zu helfen. »Wenn du lieber sterben willst, werde ich das respektieren. Du kannst dich aber auch zu mir gesellen und deinen Preis nennen.«

»Das Leben meines Hellherrn Yezriar«, sagte der Schütze. »Der Erbe.«

»Ist das der junge Mann ...?«, fragte Dalinar und sah dabei Thakka fragend an.

»... den Ihr unten getötet habt? Ja, Herr.«

»Er hat jetzt ein Loch in seiner Brust«, sagte Dalinar und sah den Attentäter an. »Schwere Arbeit.«

»Ihr ... Ihr Ungeheuer! Hättet Ihr ihn nicht gefangen nehmen können?«

»Pah. Die anderen Prinzentümer stellen sich stur. Sie weigern sich, die Krone meines Bruders anzuerkennen. Mit den hochgeborenen Hellaugen Fangen zu spielen, ermuntert die Leute bloß, sich zu wehren. Wenn sie aber wissen, dass es uns nach Blut gelüstet, werden sie es sich zweimal überlegen.« Dalinar zuckte die Achseln. »Wie wäre es damit: Komm zu uns, und wir werden den Ort nicht plündern und brandschatzen. Zumindest nicht das, was noch davon übrig ist.«

Der Mann warf einen Blick hinunter auf die sich ergebende Armee.

»Bist du dabei oder nicht?«, fragte Dalinar. »Ich verspreche dir, dass ich dir nicht befehlen werde, auf jemanden zu schießen, den du magst.«

»Ich ...«

»Großartig!«, sagte Dalinar, wendete sein Pferd und ritt davon.

Als kurze Zeit später Dalinars Elitetruppen zu ihm aufschlossen, saß der verdrossene Bogenschütze zusammen mit einem der Soldaten auf einem Pferd. Der Schmerz schoss in Dalinars rechten Arm, als die Mitreißung abnahm, aber es war noch erträglich. Die Ärzte würden sich die Pfeilwunde ansehen müssen.

Sobald sie den Ort wieder erreicht hatten, gab er den Befehl aus, die Plünderungen einzustellen. Darüber waren seine Männer sicherlich nicht glücklich, aber dieser Ort stellte sowieso keinen großen Wert mehr dar. Die Reichtümer würden kommen, sobald sie in die Zentren der einzelnen Prinzentümer gelangten.

Er ließ sich von seinem Pferd in gemächlichem Schritt durch den Ort tragen. Dabei passierte er Soldaten, die sich mit Wasser übergossen und von den langen Kampfhandlungen ausruhten. Seine Nase schmerzte noch, und er musste sich immer wieder davon abhalten, das Blut hochzuziehen. Das wäre nicht gut, sollte sie wirklich gebrochen sein.

Dalinar blieb in Bewegung und wehrte sich gegen das matte Gefühl des ... Nichts, das oftmals auf eine Schlacht folgte. Das war immer wieder die schlimmste Zeit. Er konnte sich noch deutlich daran erinnern, wie lebendig er gewesen war, aber nun musste er wieder in die Alltäglichkeit zurückkehren.

Er hatte die Hinrichtungen verpasst. Sadeas hatte bereits den Kopf des örtlichen Großprinzen – und die seiner Offiziere – auf Speere spießen lassen. Ja, Sadeas war ein Mann des großen Spektakels. Dalinar ritt an dieser düsteren Reihe vorbei, schüttelte den Kopf und hörte einen gemurmelten Fluch, der von seinem neuen Bogenschützen ausgestoßen wurde. Er

würde mit dem Mann reden und ihm noch einmal klarmachen müssen, dass er einen Pfeil auf einen Feind abgeschossen hatte, als er vorhin Dalinar getroffen hatte. Das musste respektiert werden. Wenn er jetzt aber versuchen sollte, etwas gegen Dalinar oder Sadeas zu unternehmen, wäre das eine ganz andere Sache. Thakka suchte bestimmt schon nach der Familie des Mannes.

»Dalinar?«, rief eine Stimme.

Er zügelte sein Pferd und drehte sich in die Richtung des Rufes. Torol Sadeas – prächtig anzusehen in seinem goldgelben Splitterpanzer, der bereits gesäubert worden war – schob sich durch eine Gruppe von Offizieren. Der rotgesichtige junge Mann wirkte weitaus älter als vor einem Jahr. Als sie all dies hier begonnen hatten, war er noch ein schlaksiger Jugendlicher gewesen. Seitdem hatte er sich verändert.

»Dalinar, sind das *Pfeile*? Beim Sturmwater, Mann, du siehst wie ein Dornenbusch aus! Was hat denn dein Gesicht abbekommen?«

»Eine Faust«, sagte Dalinar und deutete in Richtung der Köpfe, die auf den Speeren steckten. »Gute Arbeit.«

»Uns ist der Kronprinz entwischt«, sagte Sadeas. »Er wird einen Widerstand organisieren.«

»Das würde mich erstaunen«, sagte Dalinar, »angesichts dessen, was ich mit ihm angestellt habe.«

Sadeas entspannte sich. »O Dalinar, was würden wir nur ohne dich tun?«

»Verlieren. Jemand soll mir etwas zu trinken und ein paar Ärzte besorgen. Und zwar in dieser Reihenfolge. Außerdem habe ich versprochen, dass die Stadt nicht geplündert wird. Also, Sadeas, keine Raubzüge, keine Sklaven.«

»Du hast *was*?«, fragte Sadeas. »Wem hast du das versprochen?«

Dalinar deutete mit seinem Daumen über die Schulter auf den Bogenschützen.

»Noch einer?«, meinte Sadeas mit einem Ächzen.

»Er ist verblüffend treffsicher«, sagte Dalinar. »Und er ist loyal.« Er blickte zur Seite, wo Sadeas' Leute einige weinende Frauen zusammengetrieben hatten, unter denen Sadeas wählen sollte.

»Ich hatte mich so auf heute Nacht gefreut«, bemerkte er.

»Und ich hatte mich darauf gefreut, weiterhin frei und ungehindert durch meine Nase atmen zu können. Aber wir leben noch. Das kann man von den Halbwüchsigen, gegen die wir heute gekämpft haben, nicht unbedingt behaupten.«

»Gut, gut«, sagte Sadeas und seufzte. »Vermutlich macht es nichts aus, wenn wir diesen einen Ort verschonen. Es ist ein Zeichen dafür, dass wir nicht vollkommen gnadenlos sind.« Wieder sah er Dalinar an. »Wir müssen dir ein paar Splitter besorgen, mein Freund.«

»Zu meinem Schutz?«

»Zu *deinem* Schutz? Bei allen Stürmen, Dalinar, inzwischen bin ich mir nicht einmal mehr sicher, ob dich ein ganzer Felssturz töten könnte. Nein, es ist nur so, dass wir anderen ziemlich schlecht dastehen, wenn du deine Heldentaten sozusagen unbewaffnet vollführst!«

Dalinar zuckte mit den Schultern. Er wartete weder auf den Wein noch auf die Ärzte, sondern ritt zu seinen Elitetruppen zurück und teilte ihnen den Befehl mit, die Stadt nicht zu plündern. Danach führte er sein Pferd über den glimmenden Boden zurück zu seinem Lager.

Für heute war er fertig und am Ende. Es würde Wochen, vielleicht sogar Monate dauern, bevor er eine weitere Gelegenheit erhielt.

Nein. Es ist neu.

Wie immer war die Stimme des Sturmvaters leise und klang wie ferner Donner. Der Sturmvater antwortete Dalinar nicht immer, und er blieb auch nicht in seiner Nähe. Das war zu erwarten, denn schließlich stellte er die Seele des Sturms dar. Er konnte – durfte – nicht an einen Ort gefesselt werden.

Doch manchmal hatte die Weise, wie er Dalinars Fragen unbeantwortet ließ, etwas beinahe kindlich Launenhaftes an sich. Vermutlich wollte er nicht, dass Dalinar glaubte, er würde immer dann herbeikommen, wenn er gerufen wurde.

Der Ewigsturm erschien in der Ferne; seine schwarzen Wolken wurden aus ihrem Inneren durch knisternde rote Blitze erhellt. Er hing so tief am Himmel, dass seine oberen Bereiche Urithiru zum Glück nicht erreichen würden. Wie eine Kavallerie preschte er herbei und zertrampelte die üblichen – stillen – Wolken unter ihm.

Dalinar zwang sich, die Welle der Finsternis zu beobachten, die das Plateau von Urithiru umfloss. Bald wirkte ihr einsamer Turm wie ein Leuchtturm, der über ein dunkles, gefährliches Meer hinausblickte.

Die Stille war unheimlich. Die roten Blitze verursachten keinen gewöhnlichen Donner. Er hörte ein gelegentliches Knistern, laut und entsetzlich, als brächen hundert Äste gleichzeitig. Aber diese Laute schienen keineswegs zu den grellen Blitzen aus rotem Licht zu passen, die aus dem tiefen Innern der Wolken hervorzuckten.

Der Sturm war tatsächlich so leise, dass Dalinar das verräterische Rascheln von Stoff hören konnte, als Navani hinter ihn trat. Sie schlang die Arme um ihn, schmiegte sich gegen seinen Rücken und legte den Kopf auf seine Schulter. Er senkte den Blick und bemerkte, dass sie den Handschuh von ihrer Schutzhand genommen hatte. In der Dunkelheit war sie kaum sichtbar: schlanke, wunderschöne, zarte Finger, die Nägel waren in Schamrot angemalt. Er betrachtete sie im Licht des ersten

Mondes über ihm und der unregelmäßigen Blitze des Sturmes unter ihm.

»Gibt es irgendwelche Nachrichten aus dem Westen?«, flüsterte Dalinar. Der Ewigsturm war langsamer als ein Großsturm und hatte Schinovar schon vor vielen Stunden erreicht. Er lud keine Kugeln auf, selbst wenn man sie während des gesamten Ewigsturms draußen liegen ließ.

»Die Spannfedern surren. Die Monarchen verzögern die Antwort, aber vermutlich werden sie bald erkennen, dass sie uns zuhören *müssen*.«

»Ich glaube, du unterschätzt die Sturheit, die eine Krone einem Mann oder auch einer Frau einzuflößen vermag, Navani.«

Dalinar war während vieler Großstürme draußen gewesen, im Freien, insbesondere in seiner Jugend. Er hatte das Chaos der Sturmwind beobachtet, die sowohl Steine als auch Schutt vor sich hertrieb, und die Blitze, die den Himmel zerrissen, und die schrecklichen Donnerschläge. Großstürme waren der tiefste Ausdruck der Macht, die von der Natur ausging – sie waren wild, ungezähmt und sollten die Menschheit an ihre Bedeutungslosigkeit erinnern.

Dennoch hatte er die Großstürme nie gehasst. Aber dieser Sturm hier, das war etwas Anderes. Er fühlte sich *rachsüchtig* an.

Dalinar starrte in die Schwärze unter ihm und glaubte sehen zu können, was der Sturm getan hatte. Es war eine Folge von Eindrücken, die ihm in großer Wut entgegengeschleudert wurden. Es waren die Erfahrungen des Sturms, die er bei seiner langsamen Durchquerung Roschars gemacht hatte.

Häuser waren geradezu entzweigerissen worden, und er hörte die Schreie der Bewohner, die an den Sturm verloren worden waren.

Menschen waren auf ihren Feldern überrascht worden und in Panik vor dem unvorhersagbaren Sturm davongelaufen.

Ganze Städte waren von den Blitzen verwüstet worden. Dörfer waren in Finsternis getaucht. Felder wurden unfruchtbar gemacht.

Und er sah gewaltige Ozeane aus rot glühenden Augen, die erwachten wie Kugeln, die plötzlich vom Sturmlicht aufgeladen worden waren.

Dalinar atmete lange und zischend aus, als die Eindrücke allmählich seltener wurden. »War das die Wirklichkeit?«, flüsterte er.

Ja, sagte der Sturmwater. Der Feind reitet auf diesem Sturm. Er ist sich deiner bewusst, Dalinar.

Es war keine Vision aus der Vergangenheit. Es war keine mögliche Zukunft. Sein Königreich, sein Volk, seine ganze Welt wurde angegriffen. Er atmete tief ein. Wenigstens war dies nicht der einzigartige Sturm, den sie durchgemacht hatten, als der Ewigsturm zum ersten Mal mit dem Großsturm zusammengestoßen war. Dieser Sturm hier schien weniger mächtig zu sein. Er würde keine Städte niederreißen, aber er ließ Zerstörung auf sie herabregnen – und die Winde würden feindlich und geradezu *planmäßig* angreifen.

Dabei schien der Feind mehr daran interessiert zu sein, über die kleinen Orte herzufallen. Über die Felder. Und über die nichts ahnenden Menschen.

Auch selbst wenn er nicht ganz so zerstörerisch war, wie Dalinar befürchtet hatte, würde er doch Tausenden den Tod bringen. Er würde die Städte zerstört zurücklassen, insbesondere jene, die im Westen keine Schutzwälle besaßen. Wichtiger noch: Er würde sich die Parscher-Arbeiter nehmen und sie zu Bringern der Leere machen, die auf die Bevölkerung losgelassen wurden.

Insgesamt würde dieser Sturm einen Blutzoll von Roschar fordern, der seit den Wüstwerdungen nicht mehr gezahlt worden war.

Er hob die Hand und wollte sich an Navani festhalten, aber sie war es, die ihn packte. »Du hast alles getan, was du tun konntest, Dalinar«, flüsterte sie, nachdem sie den Sturm eine Weile beobachtet hatte. »Beharre nicht darauf, diese Niederlage als Last auf deinen Schultern zu tragen.«

»Das werde ich nicht tun.«

Sie ließ ihn los und drehte ihn um, weg vom Anblick des Sturms. Sie trug einen Morgenmantel, mit dem sie nicht gerade in die Öffentlichkeit hätte gehen können, der aber auch nicht ausgesprochen unzüchtig erschien.

Im Gegensatz zu der Hand, mit der sie nun sein Kinn liebte. »Ich glaube dir nicht, Dalinar Kholin«, flüsterte sie. »Ich kann die Wahrheit in der Anspannung deiner Muskeln und in deinem vorgestreckten Kiefer lesen. Selbst wenn du unter einem Felsblock lägest, würdest du noch behaupten, dass du ihn unter Kontrolle hast, und du würdest deine Männer um Lageberichte bitten.«

Ihr Duft war berauschend. Und diese strahlenden, verzaubernden violetten Augen!

»Du musst dich entspannen, Dalinar.«

»Navani ...«, sagte er.

Sie sah ihn fragend an. Sie war so wunderschön. Viel schöner noch als zu ihrer Jugendzeit, hätte er schwören können. Denn wie vermochte jemand jemals so schön zu sein, wie sie es nun war?

Er legte die Hand an ihren Hinterkopf und presste ihre Lippen gegen die seinen. Leidenschaft erwachte in ihm. Sie schob ihren Körper an seinen, und ihre Brüste drückten durch den dünnen Stoff gegen ihn. Er trank von ihren Lippen ... ihrem Mund ... ihrem Duft. Leidenschaftssprengsel umflatterten sie wie Schneekristalle.

Dalinar riss sich zusammen und trat einen Schritt zurück.

»Dalinar«, sagte sie, als er sich von ihr losmachte. »Deine sture Weigerung, dich verführen zu lassen, stellt die Wirksamkeit meiner fraulichen Listen infrage.«

»Kontrolle ist mir wichtig, Navani«, sagte er mit heiserer Stimme. Dann packte er die steinerne Brüstung des Balkons, und dabei stachen seine Fingerknöchel weiß hervor. »Du weißt, wie ich war und wozu ich geworden bin, als ich mich nicht selbst beherrschen konnte. Ich werde mich jetzt nicht ergeben.«

Sie seufzte, trat neben ihn, zog seinen Arm von der Brüstung und hakte sich bei ihm unter. »Ich mag dich nicht bedrängen, aber ich muss es wissen. Soll es immer so weitergehen? Am Rande balancieren, anreizen und zurückweichen?«

»Nein«, sagte er und blickte über die Dunkelheit des Sturms. »Das wäre eine Übung in Sinnlosigkeit. Ein General, der nicht weiß, wie er sich auf die Schlacht vorbereiten soll, hat sie bereits verloren.«

»Also was?«

»Ich werde einen Weg finden, es richtig zu machen. Mithilfe von Eiden.«

Die Eide waren wesentlich. Das Versprechen, das darin lag, und der Akt der Verbindung.

»Aber wie?«, fragte sie und stieß ihm mit dem Finger gegen die Brust. »Ich bin genauso religiös wie die nächstbeste Frau – sogar mehr als sie. Aber Kadasch hat uns im Stich gelassen, ebenso wie Ladent und sogar Ruschu. Sie hat aufgeheult, als ich es erwähnt habe, und sie ist *buchstäblich* davongelaufen.«

»Chanada«, sagte Dalinar und erwähnte damit eine der alten Feuerinnen aus dem Kriegslager. »Sie hat mit Kadasch gesprochen und ihm gesagt, er solle zu jedem einzelnen Feuerer gehen. Vermutlich hat sie es in dem Augenblick getan, in dem sie gehört hat, dass wir einander den Hof machen.«

»Damit kein Feuerer uns verheiratet«, sagte Navani. »Sie betrachten uns als Geschwister. Du bemühst dich, eine unmögliche Zustimmung zu bekommen. Wenn du damit weitermachst, muss ich mich fragen, ob ich dir gleichgültig bin.«

»Hast du das je geglaubt?«, fragte Dalinar. »Wirklich?«

»Also ... nein.«

»Du bist die Frau, die ich liebe«, sagte Dalinar und zog sie zu sich heran. »Die Frau, die ich immer geliebt habe.«

»Dann kann es uns gleich sein«, sagte sie. »Sollen die Feuerer doch zur Verdammnis gehen, mit Bändern um ihre Fußgelenke.«

»Das ist Blasphemie.«

»Ich bin nicht diejenige, die jedermann sagt, Gott sei tot.«

»Nicht *jedermann*«, meinte Dalinar. Er seufzte, ließ sie widerstrebend los und betrat seine Gemächer, in denen eine Kohlenpfanne angenehme Wärme verbreitete und gleichzeitig die einzige Beleuchtung darstellte. Man hatte sein Heizfabrial aus dem Lager geholt, aber es war nur noch so wenig Sturmlicht darin, dass es nicht funktionierte. Die Gelehrten hatte lange Ketten und Käfige entdeckt, die anscheinend dazu benutzt worden waren, Kugeln in die Stürme hinabzulassen, damit sie aufgeladen wurden – falls die Großstürme je zurückkehren sollten. In anderen Teilen der Welt hatte die Weining zunächst wieder begonnen und dann ruckartig aufgehört. Sie könnte erneut einsetzen. Oder es kehrten die wahren Stürme zurück. Niemand wusste es, und der Sturmwater weigerte sich, Dalinar darüber aufzuklären.

Navani verließ den Balkon ebenfalls, zog die dichten Vorhänge vor die Tür und band sie mit Kordeln zusammen. Dieser Raum war mit Möbeln vollgestellt. Stühle standen an den Wänden, und auf ihnen lagen zusammengerollte Teppiche. Es gab sogar einen großen Spiegel. Die Bilder gewundener Windsprengsel an den Rändern wirkten so, als seien sie zuerst aus Rüsselkäferwachs geschnitzt und dann mit einem Seelengießer in Hartholz verwandelt worden.

All dies war hier für Dalinar abgestellt worden, als wollte man verschleiern, dass der Großprinz in einem einfachen Steinquartier hausen musste. »Bitte lass das alles morgen wegbringen«, sagte Dalinar. »In dem angrenzenden Raum ist Platz

genug dafür; wir können ihn so einrichten, dass er als Wohnzimmer oder Gemeinschaftsraum genutzt werden kann.«

Navani nickte und setzte sich auf eines der Sofas – er sah ihr Bild im Spiegel. Noch immer hielt sie die Hand lässig unbedeckt, und der Morgenmantel war zur Seite gerutscht und enthüllte Hals, Schlüsselbein und einiges von dem, was sich darunter befand. Nun versuchte sie nicht, verführerisch zu wirken, in seiner Gegenwart war sie lediglich entspannt. Es war eine intime Vertrautheit, in der es sie nicht verlegen machte, wenn er sie entblößt sah.

Es war gut, dass in ihrer Beziehung wenigstens einer bereit war, die Initiative zu ergreifen. Trotz all seiner Ungeduld, auf dem Schlachtfeld voranzukommen, war dies ein Bereich, in dem er schon immer Ermutigung gebraucht hatte. Bereits vor vielen Jahren war es so gewesen ...

»Als ich zuletzt geheiratet habe«, sagte Dalinar leise, »habe ich vieles falsch gemacht. Ich habe schon falsch *angefangen*.«

»Das würde ich so nicht sagen. Du hast *Schschsch* wegen ihres Splitterpanzers geheiratet, aber viele Ehen werden aus politischen Gründen eingegangen. Das bedeutet nicht, dass du damit einen Fehler gemacht hast. Wenn ich mich recht erinnere, haben wir alle dich dazu ermuntert.«

Wie immer, wenn er den Namen seiner toten Frau hörte, wurde dieser für seine Ohren durch das Geräusch rauschender Luft ersetzt. Der Name fand in seinem Geist keine Verankerung mehr – genauso wenig, wie ein Mann einen Windstoß festhalten konnte.

»Ich will nicht versuchen, sie zu ersetzen, Dalinar«, sagte Navani, die plötzlich besorgt klang. »Ich weiß, dass du noch immer Zuneigung zu *Schschsch* verspürst. Das ist doch auch in Ordnung. Ich kann dich mit der Erinnerung an sie teilen.«

Oh, wie wenig sie alle nur verstanden. Er wandte sich an Navani, biss die Zähne unter Schmerzen zusammen und sprach es aus.

»Ich erinnere mich nicht an sie, Navani.«

Sie sah ihn an und runzelte die Stirn, als ob sie glaubte, ihn nicht richtig verstanden zu haben.

»Ich kann mich überhaupt nicht an meine Frau erinnern«, sagte er. »Ich weiß nicht mehr, wie ihr Gesicht ausgesehen hat. Porträts von ihr sind für meine Augen nichts als ein verschwommener Fleck. Ihr Name entgleitet mir, wann immer er ausgesprochen wird, als ob ihn jemand gleich wieder wegnehme. Ich weiß nicht mehr, was sie und ich gesagt haben, als wir uns zum ersten Mal begegnet sind; ich kann mich nicht einmal daran erinnern, dass ich sie gesehen habe, als sie in jener Nacht auf dem Fest eintraf. Alles ist verschwommen. Ich kann mich zwar an einige Ereignisse erinnern, die mit meiner Frau in Zusammenhang stehen, aber nicht an Einzelheiten. Es ist alles ... fort.«

Navani hob die Finger ihrer Schutzhand an den Mund, und ihr Stirnrunzeln verriet ihm, dass sie verblüfft und gequält war.

Er sackte in einen Sessel auf der anderen Seite des Zimmers.

»Der Alkohol?«, fragte sie leise.

»Es ist mehr.«

Sie stieß den Atem aus. »Die Alte Magie. Du hast gesagt, dass du sowohl deinen Segen als auch deinen Fluch kennst.«

Er nickte.

»O Dalinar.«

»Die Leute sehen mich an, wenn ihr Name genannt wird«, fuhr Dalinar fort, »und sie schenken mir diese Blicke des Mitleids. Sie sehen, wie ich eine unbeteiligte Miene mache, und sie glauben, ich sei gleichmütig. Sie vermuten verborgene Schmerzen, während ich in Wirklichkeit nur versuche, alle Worte zu hören. Es ist schwer, einem Gespräch zu folgen, in dem die Hälfte nicht bis zu deinem Hirn dringt. Navani, vielleicht habe ich sie irgendwann geliebt. Ich kann mich nicht erinnern. Nicht an einen einzigen Augenblick der Intimität,

nicht an einen einzigen Streit, nicht an ein *einziges Wort*, das sie zu mir gesagt hat. Sie ist jetzt fort und hat Schutt hinterlassen, der meine Erinnerung überlagert. Ich kann mich nicht daran erinnern, wie sie gestorben ist. Das macht mir sehr zu schaffen, denn es gibt Abschnitte jenes Tages, an die ich mich erinnern *sollte*. Dabei geht es um eine Stadt, die gegen meinen Bruder rebelliert hat, und darum, dass meine Frau als Geisel genommen wurde.«

Und ... an einen langen, einsamen Marsch, begleitet nur von Hass und der Mitreißung. An diese Gefühle erinnerte er sich lebhaft. Er hatte die Rache zu jenen gebracht, die ihm seine Frau weggenommen hatten.

Navani setzte sich in den Sessel neben Dalinar und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ich wünschte, ich könnte ein Fabrial erschaffen, das in der Lage ist, diese Art von Schmerzen wegzunehmen«, flüsterte sie.

»Ich glaube ... ich glaube, ihr Verlust muss mir furchtbar wehgetan haben«, sagte Dalinar leise, »schließlich hat es mich zu dem angetrieben, was ich getan habe. Und nur die Narben sind übrig geblieben. Egal, Navani, ich möchte, dass bei uns alles *richtig* ist. Keine Fehler. Es muss auf die rechte Weise geschehen, mit Eiden, die vor jemandem für dich ausgesprochen werden.«

»Das sind doch nichts als Worte.«

»Worte ... sind in meinem Leben im Augenblick das Wichtigste.«

Sie teilte die Lippen, wirkte nachdenklich. »Wie wäre es mit Elhokar?«

»Ich mag ihn nicht in diese Lage bringen.«

»Und ein ausländischer Priester? Vielleicht von den Azisch? Sie sind doch *fast* Vorin.«

»Damit würde ich mich zu einem Häretiker erklären. Es ginge zu weit. Ich will nicht der Vorin-Kirche trotzen.« Er hielt kurz inne. »Aber ich könnte versuchen, sie zu umgehen ...«

»Wie?«, fragte sie.

Er warf einen Blick zur Decke hoch. »Vielleicht begeben wir uns zu jemandem mit einer größeren Autorität als der ihren.«

»Willst du etwa, dass ein *Sprengsel* uns verheiratet?«, fragte sie und klang dabei geradezu belustigt. »Ein ausländischer Priester wäre häretisch, nicht aber ein Sprengsel?«

»Der Sturmwater ist das mächtigste und größte Überbleibsel von Ehr«, sagte Dalinar. »Er ist ein Splitter des Allmächtigen selbst – und das einzige gottgleiche Wesen, das uns geblieben ist.«

»Dagegen möchte ich nichts einwenden«, sagte Navani. »Ich würde sogar zulassen, dass ein verwirrter Tellerwäscher uns traut. Ich bin nur der Meinung, dass es ein wenig ungewöhnlich ist.«

»Es ist das Beste, das wir bekommen können – vorausgesetzt, dass er einwilligt.« Er sah Navani an, hob die Brauen und zuckte mit den Schultern.

»Ist das ein Heiratsantrag?«

»... ja?«

»Dalinar Kholin«, sagte sie. »Ich bin sicher, dass dies noch besser geht.«

Er legte ihr die Hand auf den Hinterkopf und berührte ihre schwarzen Haare, die sie offen trug. »Besser geht als mit dir, Navani? Nein, das glaube ich nicht. Ich glaube nicht, dass es irgendeinem Mann besser gehen könnte.«

Sie lächelte, und ihre einzige Erwiderung bestand in einem Kuss.



Dalinar war erstaunlich nervös, als er einige Stunden später in einem von Urithirus seltsamen Fabrial-Aufzügen zum Dach des Turms fuhr. Der Aufzug erinnerte an einen Balkon und war einer von vielen, die den gewaltigen offenen Schacht in der Mitte von Urithiru umgaben – ein säulenartiger Freiraum,

der so breit wie ein Ballsaal war und sich vom Erdgeschoss bis zum obersten Stockwerk erstreckte.

Von außen wirkten die einzelnen Schichten der Stadt zwar wie Kreise, waren aber eher Halbkreise, deren flache Seite nach Osten wies. Die Ränder der unteren Ebenen verschmolzen zu beiden Seiten mit den Bergen, das Zentrum war jedoch nach Osten geöffnet. Die Räume an der flachen Seite hatten Fenster, durch die ein Blick in Richtung des Ursprungs möglich war.

Und hier, in diesem zentralen Schacht, bildeten diese Fenster sogar eine ganze Wand. Es war eine reine, einzelne, also ununterbrochene Glasscheibe, die Hunderte von Fuß hoch war. Bei Tag wurde der Schacht dadurch von grellem Sonnenlicht erhellt. Nun aber herrschte hier die Finsternis der Nacht.

Stetig kroch die balkonartige Plattform an einem senkrechten Einschnitt in der Wand entlang. Adolin und Renarin waren bei Dalinar, zusammen mit einigen Wachen und Schallan Davar. Navani befand sich bereits oben. Die Gruppe stand an der anderen Seite des Fahrstuhls und bot Dalinar die Möglichkeit nachzudenken. Und nervös zu sein.

Aber warum sollte er nervös sein? Er konnte das Zittern in seinen Händen kaum unterdrücken. Bei den Stürmen! Man hätte ihn fast für eine Jungfer in Seidengewändern halten können, nicht aber für einen General mittleren Alters.

Tief in seinem Innern verspürte er ein Grummeln. Der Sturmwater war jetzt jeden Augenblick ansprechbar, wofür er sehr dankbar war.

»Ich bin überrascht«, flüsterte Dalinar dem Sprengsel zu, »dass du so bereitwillig zugestimmt hast – dankbar, aber noch immer überrascht.«

Ich respektiere alle Eide, erwiderte der Sturmwater.

»Und was ist mit närrischen Eiden? Mit solchen, die in Eile oder Unkenntnis abgegeben werden?«

Es gibt keine närrischen Eide. Alle Eide sind das Zeichen von Menschen und wahren Sprengseln, die sie über die Tiere und Untersprengsel erheben. Sie sind ein Beweis von Vernunft, freiem Willen und Wahl.

Dalinar dachte darüber nach und stellte fest, dass ihn diese extreme Auffassung nicht erstaunte. Sprengsel *sollten* extrem sein; sie waren Naturgewalten. Aber hatte auch der Allmächtige so gedacht?

Der Käfig setzte knirschend und unbeirrt seinen Weg zur Spitze des Turms fort. Nur eine Handvoll der vielen Aufzüge arbeitete. In Urithirus Blütezeit waren sicherlich alle zusammen in Betrieb gewesen. Sie legten Ebene nach Ebene unbekanntes und unerforschtes Gebietes zurück, was Dalinar Sorgen bereite. Diesen Ort zu seiner Festung zu machen – das war wie in einem unbekanntem Land sein Lager aufzuschlagen.

Schließlich erreichte der Aufzug das oberste Stockwerk, und die Wächter öffneten die Tür. Sie stammten von Brücke Dreizehn – er hatte Brücke Vier andere Aufgaben zugewiesen, denn diese Männer waren zu wichtig für den einfachen Wachdienst. Sie standen kurz davor, selbst zu Strahlenden zu werden.

Dalinar wurde immer nervöser, als er die Gruppe an einigen Säulen vorbeiführte, die mit Abbildungen von Ordensangehörigen der Strahlenden geschmückt waren. Eine kurze Treppe führte durch eine Falltür auf das Dach des Turms.

Obwohl jede Ebene kleiner war als die vorangegangene, hatte das Dach noch immer einen Durchmesser von mehr als hundert Ellen. Hier oben war es kalt, aber jemand hatte Kohlenpfannen für ein wenig Wärme und Fackeln als Beleuchtung aufgestellt. Die Nacht war verblüffend klar, und hoch droben wirbelten Sternensprengsel und erschufen ferne Muster.

Dalinar wusste nicht recht, was er davon halten sollte, dass ihm niemand – nicht einmal seine Söhne – Fragen gestellt

hatte, als er seine Absicht verkündet hatte, mitten in der Nacht und auf der Spitze des Turms zu heiraten. Navani hatte sich sogar eine traditionelle Brautkrone beschafft, was ihn sehr verwunderte. Die reich verzierte Kopfbedeckung aus Jade und Türkis vervollständigte ihr Hochzeitskleid: rot für Glück, mit Gold bestickt und in einem viel lockereren Stil als eine Havah, mit weiten Ärmeln und einer anmutigen Schärpe.

Hätte Dalinar lieber etwas Traditionelleres anziehen sollen? Plötzlich fühlte er sich wie ein staubiger, leerer Rahmen, der neben dem prächtigen Gemälde hing, das Navani in ihrem Brautkleid darstellte.

Elhokar stand steif an ihrer Seite und trug einen formellen goldenen Umhang und ein langes, lockeres Takama-Hemd darunter. Er war blasser als gewöhnlich, was dem Attentatsversuch während der Weinung geschuldet war, bei dem er fast verblutet wäre. In letzter Zeit hatte er ausgiebig geruht.

Obwohl sie sich entschieden hatten, auf die Extravaganz einer traditionellen Alethi-Hochzeit zu verzichten, hatten sie doch einige Einladungen ausgesprochen. Hellherr Aladar war mit seiner Tochter gekommen, wie auch Sebarial und seine Geliebte. Kalami und Teschav waren die Zeuginnen. Er war erleichtert, als er die beiden Frauen sah, denn er hatte schon befürchtet, Navani würde niemanden finden, der bereit war, die Hochzeit zu beglaubigen.

Einige von Dalinars Offizieren und Schreiberinnen vervollständigten die kleine Gruppe, an deren Ende er zwischen den Kohlenpfannen ein Gesicht ausmachte, das ihn überraschte. Kadasch, der Feuerer, war ebenfalls gekommen, so wie es von ihm erbeten worden war. Sein vernarbtes, bärtiges Gesicht wirkte zwar nicht gerade zufrieden, aber immerhin war er erschienen. Das war ein gutes Zeichen. Angesichts all dessen, was gegenwärtig in der Welt geschah, würde die Heirat eines Großprinzen mit seiner verwitweten Schwägerin vielleicht nicht allzu viel Aufmerksamkeit erregen.

Dalinar trat vor Navani hin und ergriff ihre Hände. Die eine war im Ärmel verborgen, die andere fühlte sich warm an. »Du siehst wundervoll aus«, sagte er. »Wo hast du nur all diese Sachen gefunden?«

»Eine Dame muss vorbereitet sein.«

Dalinar sah Elhokar an, der den Kopf vor seinem Onkel neigte. *Das wird die Beziehung zwischen uns beiden weiter trüben*, dachte Dalinar und erkannte ähnliche Gefühle in der Miene seines Neffen.

Gavilar würde gar nicht gefallen, wie sein Sohn behandelt wurde. Trotz seiner besten Absichten hatte Dalinar den Jungen beiseitegedrückt und die Macht für sich selbst ergriffen. Elhokars Genesungszeit hatte die Sache noch schlimmer gemacht, denn inzwischen war Dalinar daran gewöhnt, eigene Entscheidungen zu treffen.

Doch Dalinar hätte sich selbst belogen, hätte er behauptet, dass dieser Prozess erst vor Kurzem eingesetzt hatte. Zum Besten von Alethkar und von ganz Roschar hatte er zwar alles getan, aber das konnte die Tatsache nicht verleugnen, dass er sich den Thron Schritt für Schritt angeeignet hatte, obwohl er die ganze Zeit hindurch behauptete, dies keineswegs zu beabsichtigen.

Dalinar nahm die eine Hand von Navani und legte sie auf die Schulter seines Neffen. »Es tut mir leid, Sohn«, sagte er.

»Das tut es dir immer, Onkel«, sagte Elhokar. »Allerdings hält dich das von nichts ab, aber vermutlich ist es richtig so. Dein Leben ist dadurch bestimmt, dass du etwas haben willst und es dir dann auch nimmst. Der Rest von uns könnte daraus lernen, wären wir bloß in der Lage, mit dir Schritt zu halten.«

Innerlich zuckte Dalinar zusammen. »Ich muss einiges mit dir besprechen. Es sind Pläne, die dir gefallen könnten. Aber heute Nacht bitte ich dich lediglich um deinen Segen, falls es dir möglich ist, ihn mir zu geben.«

»Das wird meine Mutter glücklich machen«, sagte Elhokar. »Also ist es in Ordnung.« Elhokar küsste seine Mutter auf die Stirn, trat von ihr zurück und begab sich auf die andere Seite des Daches. Zuerst befürchtete Dalinar, der König könnte wieder nach unten gehen, doch er blieb neben einer der weiter entfernten Kohlenpfannen stehen und wärmte sich die Hände.

»Nun«, sagte Navani, »der Einzige, der jetzt noch fehlt, ist dein Sprengsel, Dalinar. Wenn er ...«

Eine starke Brise traf die Spitze des Turms und brachte den Geruch nach Regenschauern, feuchtem Stein und abgebrochenen Zweigen mit. Navani keuchte und drängte sich gegen Dalinar.

Eine Wesenheit schälte sich aus dem Himmel. Der Sturmwater umfasste alles, sein Gesicht erstreckte sich bis zu beiden Horizonten, und dabei betrachtete er die Menschen mit majestätischem Blick. Die Luft wurde seltsam still, und alles außer der Turmspitze schien zu verblassen. Es war, als wären sie an einen Ort jenseits der Zeit geraten.

Hellaugen und Wächter stießen gleichermaßen Rufe der Verblüffung aus oder murmelten aufgeregt vor sich hin. Sogar Dalinar, der dies bereits erwartet hatte, trat unwillkürlich einen Schritt zurück – und er musste den Drang bezwingen, vor dem Sprengsel niederzuknien.

EIDE, grollte der Sturmwater, SIND DIE SEELE DER RECHTSCHAFFENHEIT. WENN IHR DEN KOMMENDEN STURM ÜBERLEBEN WOLLT, MÜSSEN DIE EIDE EUCH LEITEN.

»Ich habe nichts gegen Eide, Sturmwater«, rief Dalinar zu ihm hoch. »Das weißt du.«

JA. DER ERSTE SEIT JAHRTAUSENDEN, DER MICH GEBUNDEN HAT. Irgendwie spürte Dalinar, dass sich die Aufmerksamkeit des Sprengsels nun auf Navani richtete. UND DU. HABEN EIDE EINE BEDEUTUNG FÜR DICH?

»Die richtigen Eide schon«, sagte Navani.

UND DEIN EID GEGENÜBER DIESEM MANN?

»Ich schwöre ihn vor ihm und vor dir und vor jedem, der es hören möchte. Dalinar Kholin ist mein, und ich bin sein.«

DANN SEI ES SO.

Dalinar hatte Donner oder Blitze erwartet – irgendeine Art von himmlischer Emanation. Stattdessen endete die Zeitlosigkeit. Die Brise ging vorüber. Der Sturmvater verschwand. Über den Köpfen der versammelten Gäste traten rauchige blaue Ehrfurchtsprengsel hervor. Aber nicht über Navani. Sie war von Ruhmsprengseln umringt, deren goldene Lichter sich über ihrem Kopf drehten. Sebarial, der nicht weit entfernt stand, rieb sich die Schläfe, als versuchte er das zu verstehen, was er soeben erlebt hatte. Dalinars neue Wächter sackten in sich zusammen und wirkten plötzlich sehr erschöpft.

Adolin – weil er nun einmal Adolin war – stieß einen Jauchzer aus. Er rannte herbei und zog eine Schleppe von Freudenprengseln hinter sich her, die sich bemühten, mit ihm mitzuhalten. Herzlich umarmte er zuerst Dalinar und dann Navani. Renarin folgte ihm, zwar etwas zurückhaltender, aber – dem breiten Grinsen auf seinem Gesicht nach zu urteilen – gleichermaßen erfreut.

Das, was nun folgte, verschwamm ein wenig: Händeschütteln, Worte des Dankes. Da sie darauf bestanden hatten, keine Geschenke zu erhalten, wurde dieser Teil der traditionellen Zeremonie übersprungen. Es schien, dass die Verkündung des Sturmvaters dramatisch genug gewesen war und jedermann sie bejaht hatte. Sogar Elhokar umarmte seine Mutter trotz seines früheren Grolls und klopfte Dalinar auf die Schulter, bevor er nach unten ging.

Nun war nur noch Kadasch übrig. Der Feuerer wartete bis zum Schluss. Er stand mit gefalteten Händen da, während sich das Turmdach leerte.

Für Dalinar hatte Kadasch in diesen Roben stets irgendwie falsch ausgesehen. Obwohl er den traditionellen, quadratisch geschnittenen Bart trug, war es kein Feuerer, den Dalinar in ihm sah. Eher war es ein Soldat mit schmalem Körperbau, gefährlich wirkender Haltung und scharfen hellvioletten Augen. Eine alte Narbe wand sich um und über seinen geschorenen Kopf. Kadaschs Leben mochte inzwischen von Frieden und Dienstfertigkeit bestimmt sein, aber seine Jugend hatte er im Krieg verbracht.

Dalinar flüsterte Navani einige Worte des Versprechens zu, und sie ließ ihn allein und begab sich auf eine niedrigere Ebene, wo Speisen und Wein bereitgestellt waren. Zuversichtlich ging Dalinar zu Kadasch hinüber. Die Freude über das, was er nun endlich getan hatte, nachdem es so oft verschoben worden war, durchdrang ihn wie eine mächtige Welle. Nun war er mit Navani *verheiratet*. Darüber empfand er eine Freude, die er seit seiner Jugend verloren geglaubt hatte. Es war etwas eingetreten, von dem er nicht einmal zu *träumen* gewagt hatte.

Er würde nicht um Entschuldigung bitten – nicht für sich und nicht für sie.

»Hellherr«, sagte Kadasch leise.

»So formell, alter Freund?«

»Ich wünschte, ich könnte ausschließlich als alter Freund hier sein«, sagte Kadasch sanft. »Ich muss Euch Bericht erstatten, Dalinar. Die Feuerei ist nicht begeistert.«

»Sie können mir diese Ehe wohl kaum verbieten, da der Sturmwater selbst sie gutgeheißen hat.«

»Ein Sprengsel? Erwartet Ihr wirklich, dass wir uns der Autorität eines *Sprengsels* unterwerfen?«

»Er ist ein Überbleibsel des Allmächtigen.«

»Dalinar, das ist *Blasphemie*«, sagte Kadasch mit Schmerz in der Stimme.

»Kadasch, du weißt genau, dass ich kein Häretiker bin. Du hast an meiner Seite gekämpft.«

»Soll mich das beruhigen? Erinnerungen an das, was wir zusammen getan haben, Dalinar? Ich schätze den Mann, zu dem Ihr geworden seid, aber Ihr solltet es vermeiden, mich an den Mann zu erinnern, der Ihr einmal gewesen seid.«

Dalinar hielt inne, und eine Erinnerung stieg wirbelnd aus der Tiefe auf – eine, an die er seit Jahren nicht mehr gedacht hatte. Eine, die ihn überraschte. Woher war sie so plötzlich gekommen?

Er erinnerte sich daran, wie Kadasch blutig auf dem Boden gekniet und sich übergeben hatte, bis sein Magen leer gewesen war. Der abgehärtete Soldat hatte etwas so Fürchterliches erlebt, dass sogar er davon erschüttert war.

Er war weggegangen und am nächsten Tag zum Feuerer geworden.

»Der Graben«, flüsterte Dalinar. »Rathalas.«

»Dunkle Zeiten müssen nicht wieder ans Tageslicht gebracht werden«, sagte Kadasch. »Hier geht es nicht um ... jenen Tag, Dalinar. Es geht um heute und um das, was Ihr unter den Schreiberinnen verbreitet habt. Um das, was Ihr in den Visionen gesehen habt.«

»Es waren heilige Botschaften«, sagte Dalinar, den ein Gefühl der Kälte beschlich. »Geschickt vom Allmächtigen.«

»Heilige Botschaften, in denen behauptet wird, der Allmächtige sei *tot?*«, fragte Kadasch. »Botschaften, die pünktlich am Vorabend der Rückkehr der Bringer der Leere übermittelt wurden? Dalinar, begreift Ihr denn nicht, wie das wirkt? Ich bin Euer Feuerer und damit eigentlich Euer *Sklave*. Und, ja, vielleicht bin ich auch noch Euer Freund. Ich habe den Räten in Kharbranth und Jah Keved zu erklären versucht, dass Ihr es gut meint. Ich sage den Feuerern der Heiligen Enklave, dass Ihr in die Zeit zurückschaut, in der die Strahlenden Ritter rein gewesen sind und ihre Verderbnis noch nicht eingetreten war. Ich sage ihnen, dass Ihr keine Kontrolle über diese Visionen habt. Aber, Dalinar, das war, bevor Ihr die

Behauptung aufgestellt habt, der Allmächtige sei tot. Darüber sind sie schon wütend genug, und nun habt Ihr Euch auch noch gegen die Konvention gesperrt und den Feuerern ins Gesicht gespuckt. Ich persönlich habe nichts gegen Eure Heirat mit Navani. Dieses Verbot ist gewiss veraltet. Aber was Ihr heute Nacht getan habt ...«

Dalinar legte Kadasch eine Hand auf die Schulter, doch der Mann machte sich sofort wieder los.

»Alter Freund«, sagte Dalinar sanft, »der Allmächtige mag tot sein, aber ich habe ... etwas anderes gespürt. Etwas Jen-seitiges. Eine Wärme und ein Licht. Es ist nicht so, dass Gott gestorben wäre – eher ist es so, dass der Allmächtige *niemals* Gott war. Er hat sein Bestes getan, uns zu leiten, aber er war ein Hochstapler. Oder vielleicht auch nur ein Repräsentant. Ein Wesen, das den Sprengseln nicht unähnlich war – er besaß die Macht eines Gottes, nicht aber dessen Herkunft.«

Kadasch sah ihn mit großen Augen an. »Bitte, Dalinar. Wiederholt niemals, was Ihr soeben gesagt habt. Ich glaube, ich kann erklären, was heute Nacht geschehen ist. Vielleicht. Aber Ihr scheint nicht zu erkennen, dass Ihr Euch auf einem kleinen Boot in einem Sturm mitten auf dem offenen Meer befindet und darauf besteht, im Bug einen Tanz zu wagen!«

»Ich halte die Wahrheit nicht zurück, wenn ich sie finde, Kadasch«, sagte Dalinar. »Du hast soeben gesehen, dass ich *buchstäblich* an ein Sprengsel der Eide gebunden bin. Ich wage es nicht zu lügen.«

»Ich glaube nicht, dass Ihr lügen solltet, Dalinar«, sagte Kadasch. »Aber ich glaube, dass Ihr Fehler machen könnt. Vergesst nicht, dass ich dabei gewesen bin. Ihr seid *nicht* unfehlbar.«

Dabei?, dachte Dalinar, als Kadasch vor ihm zurückwich, sich verneigte, umdrehte und ging. *An was erinnert er sich, woran ich mich nicht erinnern kann?*

Dalinar sah ihm nach. Schließlich schüttelte er den Kopf und begab sich ebenfalls zu dem mitternächtlichen Fest hinunter, das er so schnell wie möglich hinter sich bringen wollte. Er brauchte Zeit, um sie allein mit Navani zu verbringen.

Mit seiner Frau.

Das Gras in der Nähe der Zerbrochenen Ebene hatte ihm kaum bis zu den Fußknöcheln gereicht und oft nur gelbliche Flecken an der windabgewandten Seite der Hügel gebildet. Überrascht stellte er fest, dass er diesem höheren, üppigeren Gras nicht recht traute. Schließlich könnte sich doch jemand darin verstecken, indem er sich hinbockte und wartete, bis das Gras wieder höher stand. Wieso war Kaladin das bisher nicht aufgefallen? Er war über Wiesen wie diese gelaufen und hatte mit seinem Bruder Fangen gespielt, und sie hatten darin gewetteifert, wer als Erster ein Grasbüschel packen konnte, bevor es sich versteckte.

Kaladin fühlte sich erschöpft. Ausgelaugt. Vor vier Tagen war er vermittels eines Eidtores zur Zerbrochenen Ebene gereist und dann nach Nordwesten geflogen. Bis zum Zerplatzen war er mit Sturmlicht angefüllt gewesen, hatte einen wahren Schatz an Edelsteinen mit sich getragen und wollte unbedingt vor der Rückkehr des Ewigsturms seine Heimat Herdstein erreichen.

Nach einem halben Tag war ihm irgendwo in Aladars Prinzentum das Sturmlicht ausgegangen. Seitdem lief er zu Fuß. Vielleicht hätte er bis nach Herdstein fliegen können, wenn er mit seinen Kräften besser geübt hätte. Er war zwar mehr als tausend Meilen an einem halben Tag gereist, aber für den letzten Teil der Strecke – etwa neunzig Meilen – hatte er unerträgliche *drei Tage* gebraucht.

Er war nicht schneller als der Ewigsturm gewesen. Dieser war am vergangenen Tag gegen Mittag eingetroffen.

Kaladin bemerkte ein Stück Schutt, das aus dem Gras hervorlugte, und ging darauf zu. Die Grashalme zogen sich dienstwillig vor ihm zurück und enthüllten ein zerbrochenes hölzernes Fass, wie es zum Buttern von Saumilch verwendet wurde. Kaladin hockte sich hin und legte die Finger auf das gesplitterte Holz; dann bemerkte er ein anderes Stück Holz, das über die Spitzen der Grashalme hinausragte.

Syl stieg als Band aus Licht herab, schwebte an seinem Kopf vorbei und umkreiste das Holzstück.

»Das ist der Rand eines Daches«, sagte Kaladin. »Der Vorsprung, der an der vom Wind abgewandten Seite eines Hauses hängt.« Möglicherweise stammte es von einem Lagerschuppen, zumindest deutete der restliche Schutt darauf hin.

Alethkar lag zwar nicht im rauesten Sturmland, aber es war auch kein weichhütiges westliches Land. Die Häuser hier waren gedungen und niedrig, und die dicken Seiten wiesen nach Osten auf den Ursprung zu, wie die Schulter eines Mannes, der sich darauf vorbereitet hat, die Kraft eines Zusammenpralls aufzunehmen. Fenster gab es nur an der Seite, die dem Wind abgewandt war – an der westlichen. Wie das Gras und die Bäume hatte auch die Menschheit gelernt, die Stürme auszuhalten.

Das setzte jedoch voraus, dass die Stürme stets aus derselben Richtung bliesen. Kaladin hatte sein Möglichstes getan, die Dörfer und größeren Orte, an denen er vorbeigekommen war, vor dem herannahenden Ewigsturm zu warnen, der aus der falschen Richtung wehte und die Parscher in zerstörerische Bringer der Leere verwandelte. Niemand an diesen Orten hatte eine funktionierende Spannfeder besessen, und er war nicht in der Lage gewesen, Kontakt mit seiner Heimat aufzunehmen.

Er war nicht schnell genug gewesen. Früher am heutigen Tag hatte er den Ewigsturm in einer Höhlung überdauert, die er mit seiner Splitterklinge in den Fels geschlagen hatte – mit Syl selbst, die sich zu jeder Waffe formen konnte, die er haben wollte. In Wahrheit war der Sturm nicht annähernd so verheerend gewesen wie derjenige, in dem er gegen den Attentäter in Weiß gekämpft hatte. Aber der Schutt, den er vorfand, bewies deutlich, dass die Auswirkungen schlimm genug waren.

Die bloße Erinnerung an jenen roten Sturm außerhalb seiner kleinen Höhle erregte Panik in ihm. Der Ewigsturm schien

ihm so *falsch*, so unnatürlich – wie ein Kind, das ohne Gesicht geboren worden war. Manche Dinge sollten einfach nicht sein.

Er stand auf und setzte seinen Weg fort. Vor seiner Abreise hatte er die Uniform gewechselt, denn seine alte war blutverschmiert und zerfetzt gewesen. Nun trug er eine allgemeine Kholin-Reserveuniform. Es fühlte sich unrichtig an, nicht das Abzeichen von Brücke Vier zu tragen.

Er erkletterte den Kamm eines Hügels und sah einen Fluss rechts von ihm. Bäume sprossen an den Ufern, hungrig nach dem zusätzlichen Wasser. Das sollte der Humpelbach sein. Wenn er also unmittelbar nach Westen schaute ...

Er beschattete die Augen mit der Hand und erkannte Hügel, die bar jeden Grases und aller Steinknospen waren. Sie würden bald dick mit Saatkrem beschmiert sein, und Lavis-Polyphen würden auf ihnen wachsen. Noch war es nicht so weit, doch das hier *sollte* die Weinung sein. Bald musste ein sanfter, stetiger Regen fallen.

Syl flatterte vor ihm – ein Band aus Licht. »Deine Augen sind wieder braun«, bemerkte sie.

So war es, wenn er einige Stunden lang seine Splitterklinge nicht rief. Sobald er es aber tat, verwandelten sich seine Augen in ein glasiges Hellblau und glühten beinahe. Syl fand die Veränderung faszinierend; Kaladin wusste noch immer nicht, was er davon halten sollte.

»Wir sind nicht mehr weit entfernt«, sagte Kaladin und streckte die Hand aus. »Diese Felder gehören zu Humpleken. Wir sind etwa zwei Stunden von Herdstein entfernt.«

»Dann wirst du zu Hause sein!«, sagte Syl, und ihr Band aus Licht drehte eine Spirale und nahm die Gestalt einer jungen Frau in einer fließenden Havah an, die eng anlag und über der Taille geknöpft war – die Schutzhand war bedeckt.

Kaladin gab ein Grunzen von sich, ging den Hang hinunter und sehnte sich nach Sturmlicht. Nachdem er so viel davon in sich gehabt hatte, schien sein Inneres von einer hallenden

